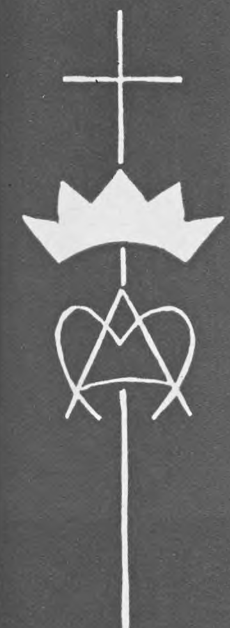
September 1947



DER MARIENBOTE



THE VERY REV. L. DESCHATELETS, O.M.I., new Superior General of the Congregation of the Oblate Fathers of Mary Immaculate.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß“, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 12 Regina, Sask., September 1947 15. Jahrgang

Dies und Das

Zu Mariä Geburt. Die Welt, die der Herr auf Erden gründen kam — Christenwelt nennen wir sie oder das „Reich Gottes“ — fand in Maria, der heiligen Jungfrau, seinen tiefsten und innigsten Ausdruck. In ihr gab uns der dreieinige Gott das strahlendste Vorbild des Christenlebens, wie es auf Erden gelebt werden soll und wie es einzig und allein der jammerzerquälten Welt Erlösung bringen kann.

Christus, der Sohn Gottes, wurde Mensch, nicht um uns nur von der großen Strafe für die Sünde, von der Hölle, zu erlösen: Christus kam, uns Erlösung von unserer Gottlosigkeit zu bringen. Er kam, um den Menschen wieder gottvoll zu machen, damit er hier auf Erden schon den Herrn der Himmel verherrliche. Denn dazu hat Gott den Menschen geschaffen: Daß er seinen Gott anbete, wie Gott Seine eigene Gottheit anbetet, daß er seinen Gott liebe und verherrliche, wie Gott Seine eigene Gottheit liebt und verherrlicht.

„Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“, sagt es in den Heiligen Schriften. Als noch keine Kreatur da war, lebte nur Gott allein, Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist. Und alles was bestand, lobte und verherrlichte die ewige Gottheit. Größeres als Gott gibt es ja nicht, darum verherrlicht die heilige Dreieinigkeit schon seit Ewigkeiten ihre eigene, unendliche, göttliche Heiligkeit. Die Liebe, die Gott für das Allerhöchste, für das Allerhöchste und das Allerheiligste hat, das heißt die Liebe, mit der Gott Seine eigene Gottheit verherrlicht und trinkt, ist Gottes ewiges Glück, ist Sein Himmel und Seine Seligkeit.

Damit auch andere Wesen an diesem unaussprechbaren Glücke teilnehmen können, schuf Gott die Welt, und in der Welt den Menschen. Der Mensch sollte nicht nur einfach in der Welt leben: Er sollte hier auf Erden schon an der ewigen Seligkeit Gottes teilnehmen. Kein Wesen jedoch kann Anteil am ewigen Glückesrausch Gottes haben, das sich nicht an der Liebe Gottes selbst berauscht. Wie Gott sich selbst liebt, so muß der Mensch die Gottheit über alles lieben, wenn er die Seligkeit dieser Liebe besitzen will.

Damit der Mensch die Gottheit so lieben kann, wie Gott sie liebt und verherrlicht, goß der Ewige in Adams Seele Leben von Seinem eigenen

Leben. Gnade nennen wir dieses göttliche Leben. Und diese Gnade hat nicht als Hauptzweck, den Menschen nach seinem Sterben in den Himmel einzuführen: Durch die Gnade beginnt der Mensch wirklich und wahrhaftig teilzunehmen am Leben Gottes selbst. Nicht Gott wird der Mensch, sondern vergöttlicht in seinem Leben und Teilnehmer an dem Leben der Liebe und Verherrlichung, das der Ewige für seine eigene Gottheit hat. Durch die Gnade lebt der Mensch im Herrn, und im Herrn selbst gibt er der ewigen Gottheit ununterbrochenen, vergöttlichten Lob und Preis.

So war der Plan Gottes, als Er den Menschen ins Dasein rief. Adam liebte anderes mehr als den Allerhöchsten. Nicht in Gott, außerhalb des Göttlichen wollte er sich sein eigenes Glück finden. Er brach das heilige Gesetz des Planes Gottes und sündigte. Nach der Sünde aber war er nicht mehr gottvoll — die Gnade, das Leben Gottes, hatte er nicht mehr—, und er begann mit gottesleerer Seele seinen Erdenweg der Sünde und des Jammers zu gehen.

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben Seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit!"

Es kam Jesus — nicht um uns nur in den Himmel zu bringen, er kam, um uns wieder gottvoll zu machen. Durch Seine Gnade, die Er uns am Kreuze verdient, will Gott den Menschen wieder mit Seinem eigenen Leben erfüllen, damit der Mensch vergöttlichter Bruder des Gottessohnes werde, eins mit Christus im Leben und im Lieben. So wirklich und so wahrhaft eins, daß aller göttlicher Lobpreis, der Gott dem Vater durch den Heiligen Geist vom ewigen Sohne gegeben wird, auch von uns zum Throne Gottes emporsteigt. Jesus hat sich zum Haupt der Menschheit gemacht. Alle, die da glauben, sich taufen lassen und in der Gnade und nach der Gnade leben, sind der Leib dieses Hauptes. Wenn der Mund des Hauptes, wenn Jesus zu Gott spricht, lobend und preisend, dankend, abbittend und um neue Gnaden flehend, dann spricht er niemals nur in Seinem Namen: Er spricht als Haupt des ganzen Leibes. Ich und du und wir alle, die wir durch die Gnade in Jesus leben, sprechen, lobsingen und flehen durch und in und mit Jesus Christus vor dem Throne des Allheiligen. Und Gott hat Wohlgefallen an diesem vergöttlichten Lobpreis, der Ihm durch Jesus von der Menschheit kommt. Sein Plan ist wieder hergestellt: Alles, was Odem hat, lobt den Herrn!

Noch ist dieser Plan jedoch nicht ganz durchgeführt. Der Mensch hat seinen freien Willen. Er kann Gott lieben und sich die Gnade zu einem Leben mit Ihm verbinden, er kann auch, wie Adam, sein Glück in Dingen suchen, die unheiliger sind als Gott, und somit auch gottbeleidigend.

In Maria hat Gott uns gezeigt, was der Mensch mit der Gnade der Erlösung tun soll. Maria war voll dieser Gnade. Ihr gab Gott die Fülle der Möglichkeit, am Leben Seiner Gottheit teilzunehmen. Mit hochpreisender Seele nahm die Jungfrau Gottes diese Möglichkeit an. Tief im Herzen bewahrte sie die Gnade des Herrn und begann nach ihr zu leben.

Daß die ganze Fülle der Gnade immer in Maria blieb, war auch Marias Verdienst. Ganz rein und makellos bewahrte sie ihre Seele, makellos in ihrer Heiligkeit, makellos in ihrer gottdurchrauschten Liebe, makellos besonders aber — und dieses ist neben der Gnade das Allerwichtigste im Leben der Gottesmutter — in ihren Tränen! Maria wollte nicht nur am Leben des Gottes im Himmel teilnehmen: Sie lebte auch das Leben des erlösend leidenden Heilandes. Wie Jesus, so wollte auch sie viel lieber das Allerschwerste erdulden, als das Gebot der Liebe zu Gott und zum Ebenbild Gottes, zum Menschen, auch nur im Kleinsten zu brechen. Sie wollte viel lieber Hunger und Durst, Not und allen Jammer tragen, als auch nur die allergeringste Unwahrheit zu sprechen oder Ungerechtigkeit zu begehen, durch die sie vielleicht irdische Vorteile hätte erreichen können. Jede Tat der Liebe, die sie unter Selbstverleugnung vollbracht, jede Verfolgung, die sie, ihre Verfolger liebend, ertragend, jeder Genuß, dem sie entsagt, weil Gott ihn wohl nicht ganz segnen könnte, jeder erlaubte Genuß auch, dem sie freiwillig entsagt, weil er ihr etwas von ihrer ganzen, vollen Liebe zu Gott allein nehmen könnte, war ein Teilnehmen am Leiden des Gekreuzigten und ein Akt, durch den das Leben Gottes sich immer mehr in ihr vertiefte, bis sie ganz im Dreieinigen lebte und allen Lobpreis sang, den der Mensch dem Herrn singen kann.

In Maria wurde der Erlösungsplan Gottes ganz wirklich. Eins mit Gott im Leben und im Lieben, verherrlichte Maria die Gottheit in göttlicher

Weise, und das Stück der Schöpfung, das Maria heißt, war wieder ganz Eigentum des Herrn.

Alle Schöpfung gehört dem Ewigen, und jeden Menschen will Er so, wie Er Maria hatte. Der Segen Gottes ist nur da, wo die Liebe zur Gottheit ist. Wo aber der Mensch die Gnade nicht will, wo er nicht in Gott und durch Gott und mit Gott das Ewige zu verherrlichen sich bemüht, da herrscht Gnadenlosigkeit. Da ist die Gnade weder zwischen Gott und Mensch, noch zwischen Mensch und Mensch. Gnadenlosigkeit aber heißt: Jammer und Tränen, Wirren und Drangsale, Qual und Ruinen. In ihrer Hauptsache heißt Gnadenlosigkeit aber Gottbeleidigung, und wie Gott den Reinen schon hier auf Erden die Vorgenüsse des Himmels geben kann, so kann Er auch zulassen, daß die Menschheit in dieser Welt schon die Brände und die Aussichtslosigkeit der Hölle verkostet.

Die furchtbare Not, die sich seit Jahren über Europa und Asien ergießt, der zu Himmel emporschreiende Jammer, den wir täglich aus den Briefen von drüben lesen, ist nicht nur eine Folge rein irdischer Geschehen. Gott hat da auch Sein heiliges Wort mitgesprochen, und Er wird es weiter sprechen, bis die Menschheit wieder zurückgekehrt ist zu Ihm, Den zu verherrlichen der Mensch ins Dasein gerufen worden ist. Unsere Sünde hat alles verursacht, das ist wahr. Die Sünde ist Menschenwerk— sie reicht aber hinauf zu Gott, denn sie beschmutzt Gottes heiliges Bild im geschaffenen und zum Gnadenleben berufenen Menschen. Deshalb ist jeder Massenjammer, der der Massensünde folgen muß,auch Gottes Wort, Gottes Antwort auf die Tat des Menschen, der da sein eigenes Leben führen will und nicht das gottheitsverherrlichende Leben des Dreieinigen.

Weil aber Gott hier mitspricht, wird es auch dem Menschen in Ewigkeit unmöglich sein, aus diesem Sterben in Schmerzen herauszukommen. Er wird sich seine Häuser nicht mit Hilfe seiner eigenen Weisheit wiederaufbauen können, und seine Ernten werden nicht seinen Hunger stillen, bis er auch darin Gott wieder mitreden läßt, voll und ganz, begnadigend und Liebe und Verherrlichung vom Menschen empfangend.

Das ist der große Inhalt der Marienbotschaft von Fatima. „Setzet an Stelle eurer sündhaften Herzen mein makelloses Herz, auf daß Gott wieder geehrt werde", sagte die reine Jungfrau, und sie versprach Frieden und Segen allen Erdentälern, sobald diese Umstellung zu Gott im Menschen stattgefunden hat.

In jedem Getauften wird Christus wiedergeboren, wirklich und wahrhaft. Aus jedem Herzen, das im Wasser und im Heiligen Geiste getauft, das in der Taufgnade lebt und die Taufgnade zur großen Gnadenliebe und Christusliebe macht, steigt vergöttlichtes Lob zum ewigen Vater empor.

In Maria, der Jungfrau voll der Gnaden, fand die vollste Wiedergeburt Christi statt, die je in einem Menschen stattfinden kann. Deshalb kommt aus ihrer Seele auch das größte Gotteslob, das ein erschaffener Mensch dem Herrn darbringen kann.

Es war aber die Nachfolge Christi des Gekreuzigten, was Maria immer in der Fülle aller Gnade erhielt, und es ist auch nur die Nachfolge Christi des Gekreuzigten, das vollständige Sterben der Sünde in uns und das Tragen aller schweren, entsagenden Tugenden des Kreuzes, was die Welt heute einzig und allein retten kann.

„Durch deine heilige Geburt, o reinste Jungfrau, bitten wir dich, auch uns die Gnade der Wiedergeburt Christi in uns zu erflehen".

(Gedanken aus dem Buch „Der Mystische Christus" von Heinrich Krawitz O.M.J., das in Bälde—in englischer Sprache—erscheinen wird.)

H. Krawitz omi

Um Maria ist ewiges Pfingsten, da jeder die Stimme der Heimat hört.

Der Buergermeister

Von Hermann Schabacker

Im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wanderte an einem lieblichen Frülingsmorgen der Herr Bürgermeister Wendenoth zum Tore des von ihm behüteten Städtchens hinaus ins Freie. Mit Gottes Fügung hatte es begonnen, ein wunderschöner Tag zu werden. Die Sonne schien mit einiger Wärme auf die Landstraße nieder und zeichnete den Schatten des einsamen Mannes in langen Umrissen vor ihm auf den Weg. Und die Füße des Bürgermeisters, große Füße in derben Stiefeln, traten in einiger Gehässigkeit immerfort auf dieses dunkle Flächengebilde, das doch eigentlich ein Stück vom Herrn Bürgermeister selbst war. Der Bürgermeister hielt dabei den Kopf gesenkt, und es sah aus, als verfolge er mit grimmiger Aufmerksamkeit das feindliche Verhalten seiner unteren Extremitäten, als habe er es mit finsterem Ernst darauf abgesehen, einen unerschütterlichen Schatten zu vernichten, ihn in Grund und Boden zu stampfen.

Mürrisch gestimmt war er nun in der Tat, trotz des Sonnenscheins, trotz der guten Beschaffenheit des Winterkorns; und selbst die reiche Baumblüte, unter der er dahinschritt, erweckte keinen Glanz in seinem Gesicht.

Es war dem mißgestimmten Mann sehr darum zu tun, allein zu sein, und als er in der Ferne ein zweiräderiges Wägelchen erspähte, das bedächtig auf ihn zukam, suchte er unruhig einen Weg, der ihn beizeiten seitwärts führen konnte. Aber er fand keinen. Und gemach erkannte er auch an dem behäbigen Schimmel in der Ferne, daß die bevorstehende Begegnung ihm nicht unangenehm sein würde. Denn der Doktor Roselius, dem das Gefährt gehörte, war ein Mann, vor dem er schon oft die Last seines Herzens niedergelegt hatte und mit dem er zuweilen gern über den Kummer sprach, den schon seit Jahren sein Dasein bedrängte.

Auch der Doktor Roselius hatte den Bürgermeister zu Gesicht bekommen, und er bemühte sich — freilich ohne bemerkenswerten Erfolg — den Schimmel zu einer flotten Gangart aufzustacheln.

Schließlich hatten die beiden Männer einander erreicht. Es kam zu einer freundschaftlichen Begrüßung, die gleichwohl in Anbetracht des gesellschaftlichen Ranges der beiden Herrn eines abgemessenen Schwenkens der hohen steifen Hüte nicht entbehrte. Und dann bat der Doktor den Bürgermeister, bei ihm im Wagen Platz zu nehmen. Er wolle ihn in die Stadt zurückfahren und habe ohnehin einiges mit ihm zu bereden.

Herr Wendenoth jedoch hatte noch keinen Sinn für die Heimwärtsbewegung. Er gestand dem Freunde, daß seine Wanderung als eine vorläufige Flucht anzusehen sei und das er zu seinem größten Bedauern auf des Doktors angenehme Gesellschaft verzichten müsse, falls dieser begreiflicherweise darauf bestehe, nach der Mühsal einer nächtlichen Berufserfüllung nun endlich der häuslichen Ruhe zu pflegen.

Der Doktor erkannte die sorgenvolle Stimmung des anderen und dessen Wunsch, sich ihm anvertrauen zu dürfen.

„Wenn es Euch recht ist, lieber Freund," sagte er, „so fahre ich ein Stückchen der Straße zurück und bringe Euch auf einem Umweg in die Stadt."

Das war dem Bürgermeister lieb. Er kletterte zu dem Arzt in den Wagen. Nach einiger Mühe gelang es, den unvorbereiteten Schimmel für die Umkehr zu gewinnen, und das kleine Gefährt rollte nun gemächlich in die sonnige Morgenlandschaft zurück.

Zunächst brachte der Bürgermeister es nicht über sich, sein Herz zu öffnen. Er saß schweigend neben dem Doktor und starrte vor sich nieder auf seine Stulpenstiefel, mit schwermütiger Bescheidenheit sich an den angenehm braunen Farben der blanken umgeschlagenen Schäfte ergötzend. Dann jedoch widerfuhr es ihm, daß er mit dem hohen Hut gegen einen Zweig stieß. Das erinnerte ihn jäh an das sonstige Ungemach, das seinen Lebensweg betrüblich machte. Er nahm den Hut ab und legte ihn vor sich auf die Knie, reckte den Kopf ein wenig aus der Halsbinde heraus und erschien nun durchaus bürgermeisterlich. Er konnte jetzt recht gut für einen entschlossenen Mann gelten, der mit Willenskraft und Geschick etwas aus sich gemacht hat und sich von niemand in der Welt nasführen läßt. Und man hätte meinen sollen, daß er sehr wohl imstande sei, sich mit eigenem Können aus einer bedrängten Lage herauszureißen, und daß es ihm keineswegs anstehe, bedrückt an den Zipfeln eines Kummers zu saugen.

Doktor Roselius beachtete die Wandlung in den Zügen des Freundes, und sie freute ihn.

„Gottlob!" sagte er. „Jetzt seid Ihr vorerst einmal wieder der Bürgermeister."

Der andere fuhr aus sich heraus als sei er betroffen. Dann lächelte er widerstrebend.

„Habt schon recht, Freund Doktor," entgegnete er, „wenn Ihr meint, daß ich's soeben nicht war. Aber nun sagt mir eins: wie geht es an, daß man in seinen vier Wänden ein anderer Mensch ist als draußen im öffentlichen Dienst, daß man vor den Leuten eine Faust machen und auch mal dreinschlagen kann und bringt es nicht fertig, daheim auch nur in einer einzigen Sache seinen Willen durchzusetzen, und schlimmer noch: läßt

sich schurigeln, läßt sich kränken, empfindet Wut und Schmerz zu allen Stunden des Tages, erscheint sich selbst als ein Popanz und hat doch nicht den Mut, das zu sein, was man als Mann des Berufes doch wohl ist, nämlich ein Kerl mit Mark in den Knochen."

Der Doktor lachte vor sich hin.

„Wollt Ihr eine Arznei von mir?" fragte er.

Der Bürgermeister zeigte Mißmut.

„Mir ist der Fall nicht lächerlich," sagte er. „Ich weiß, ich hab' Euch schon oft davon gesprochen und Ihr habt mir tröstlich zugeredet und gemeint, ich dürfe das häusliche Leben nicht zu ernst nehmen. Aber ich nehme es ernst, Freund Doktor. Es geht mir durchs Gebein, wenn meine Ehefrau mich einen dickfelligen Esel nennt, und es ist mir ein gräßlicher Schimpf, wenn sie mir einen Seifenlappen an den Kopf wirft. Und grauenhaft ist es mir, wenn sie drei Tage lang kein Wort mit mir spricht und mich daraus erkennen läßt, daß ich sie beleidigt habe, ohne daß ich weiß, wodurch ich's versah. Nehmt's wie Ihr wollt, Doktor Roselius, ich für meinen Teil komme nicht damit zurecht."

„Ihr seid eben trotz allem, was man Euch nachsagt, ein empfindsamer Mensch. Das ist es. Das macht Euch Eurere Ehefrau untertan bis zur Unterwürfigkeit. Ihr verausgabt Eure männliche Kraft in bürgermeisterlicher Strenge. Ihr habt's erreicht, daß Euch alle in der Stadt fürchten wie einen Tyrannen, obwohl man's Euch zugleich hoch anrechnet, daß Ihr bei uns Ordnung geschaffen habt, denn sie war vonnöten. Ihr geht auf in der Erfüllung Eurer Amtspflichten und weicht nicht um Haaresbreite von Euren Grundsätzen ab. Nicht um Haaresbreiote, sei's selbst in einer belanglosen Sache wie etwa das Klopfen von Decken und Teppichen nach der Straße hinaus nach neun Uhr des Morgens."

„Ihr wollt doch nicht—"

„Ich will Euch nicht dahineinreden, obwohl meine Weibsleute mir wegen des Klopfens arg in den Ohren liegen, daß ich Euch deswegen einiges sage. Denn es ist ihnen eine Last, nach neun Uhr morgens das Deckenzeug aus den Vorderzimmern



Beim Einsiedler.

in den Hintergarten zu schleppen. Und vor neun Uhr kommen sie nicht recht dazu, häusliche Arbeit zu verrichten. Doch ich will ihnen nicht das Wort reden. Aber ich meine eben, wer so sehr in seinem Amt seinen Willen verbraucht wie Ihr, der hat nichts mehr übrig, um zu Hause seinen Mann zu stehen. Und wenn Ihr Euch gar in jungen Jahren aus Zärtlichkeit daran gewöhnt habt, ein fügsamer Gatte zu sein, so habt Ihr jetzt nicht das Zeug dazu, aus Selbstbewußtsein der Fügsamkeit aufzusagen, obwohl Ihr's mit der Zärtlichkeit gewiß nicht mehr so sehr haltet."

Der Bürgermeister schüttelte kurz den Kopf: „Zärtlich?"

Mehr sagte er nicht, aber es war genug gesagt.

„In jedem braven Mann," fuhr der Doktor fort, „wandelt sich die Liebe zur jungen Gemahlin zur Ehrfurcht vor der gealterten Ehefrau, selbst dann, wenn für die Mitwelt ein Grund zu solcher Ehrfurcht kaum zu erkennen ist. Er sieht in seinem Weibe nicht einen Mitmenschen von gewöhnlicher Art, sondern immer wieder das Geschöpf, vor dem er ehemals auf den Knien gelegen hat. Er blickt trotz allem zu ihr empor und fürchtet in heftigstem Unmut gleichwohl, daß er vielleicht im Unrecht sei und sich durch ein Aufbegehren versündige. In dem Augenblick, da Ihr es fertig bringt, Eurer Gemahlin gegenüber ein Mensch mit dem Bewußtsein der eigenen Ueberlegenheit zu sein — aber das wird Euch nie gelingen."

Der Bürgermeister schaute auf seinen Hut. Er entgegnete nichts.

Auch der Doktor enthielt sich eine Weile des Redens und liebäugelte nur mit den beweglichen Ohren seines Schimmels. Dann aber wurde ihm die beiderseitige Schweigsamkeit unbequem.

„Heute morgen," nahm er wieder das Wort, „scheint Euch der häus-

Einsiedlers Feiertag

Legenden liest der Fromme heut,
Da klingt des Glöckleins Dankgeläut!
Er weiß: ein Englein rührt es an,
Dan singts so zärtlich, wie's nur kann!
Einsiedler schaut vom Buch empor,
Ein Flötenspiel dringt an sein Ohr!
Das Schelmenvolk, die Engelein,
Die lieben Flöten und Schalmei'n!
So hält der Fromme Sonntagsruh,
Neugierig schaut das Rehlein zu!
Und Fingerhut, Vergißmeinnicht,
Ums Häuslein bunte Kränze flicht!
Die Sonne webt zur Mittagszeit
Den Engelein ein Strahlenkleid!
O selig wer im Lärm der Welt
Mit Gott die Feierstunde hält.

Clara Steckhan.

liche Verdruß schon beizeiten zugesetzt zu haben."

Der andere zögerte mit der Antwort.

„Es war wegen des Deckenklopfens," gestand er schließlich.

Da lachte der Doktor hell auf.

„Kommt sie Euch schon so?" rief er. „Nun, denke ich, da wird sie's bald gründlich verdorben haben."

Der Bürgermeister wurde aufmerksam.

„Wie meint Ihr das?"

„Ich meine Euch zu kennen. Wartet's ab. Es wird sich bald finden. Was denn? Sie muckte auf gegen Euer bürgermeisterliches Reglement?"

„Sie nannte es eine Provokation aller ehrbaren Hausfrauen und erklärte mich für ein Instrument des Teufels und sagte, sie werde tun, was ihr recht erscheine, und es erscheine ihr recht, sich gegen das Reglement der Hölle aufzulehnen."

„Und Ihr?"

„Ich?"

„Was saget Ihr?"

„Der Disput entspann sich im ehelichen Schlafgemach. Und er endete damit, daß sie mir Bettdecke wegnahm und mich mit kaltem Wasser begoß. Da floh ich aus dem Hause."

Der Doktor wendete den Kopf für eine Weile hartnäckig nach links. Der Bürgermeister erkannte recht wohl, daß der andere ihm das Gesicht nicht zeigen wollte.

„Ihr spottet meiner insgeheim," sagte der niedergeschlagene. „Ich kann's Euch nicht verargen. Aber ich versichere Euch, um bei dieser Frau die Ueberhand zu gewinnen, bedarf es der Brutalität. Es genügt nicht, ihr gemessen, würdenvoll, stolz oder abweisend entgegenzutreten. Sie durchkreuzt jede Art von Benehmen, die ihr widerstrebt, mit einer — mit einer Ausdrucksweise—"

„Wenn man es so nennen will—warf der Doktor hin.

„—der unsereins nicht in gleicher Art begegnen mag. Es ist das Vorrecht der körperlich Schwachen, ungestüm zu sein—"

„Wenn man es wiederum so nennen will."

„Und es ist eine Gabe, die dem Starken verliehen wurde, daß er imstande ist, sich zu beherrschen, sich nicht hinreißen zu lassen."

Der Doktor klopfte ihm auf die Hand.

„Ich weiß, Ihr habt diese Gabe," sagte er herzlich. „Ihr habt sie als Bürgermeister zu jeder Zeit, selbst dann, wenn Ihr einmal grob seid, und das hat Euch trotz Eurer Unerbittlichkeit die Herzen unserer Bürger gewonnen. Und Ihr habt jene Gabe auch als Eheherr, doch freilich wohl, ohne das sie Euch etwas eingetragen hat."

Inzwischen hatte nun auch der Umweg die beiden Männer in die Stadt gebracht. Der Schimmel hatte schon das Seinige getan, damit die Fahrverlängerung nicht ins Uebermaß gerate. Ehe der Bürgermeister sich's versah, fühlte er die kalte Zugluft eines Stadttors über sein unbedecktes Haupt hinstreichen, sah er die stramme Ehrbezeugung des Torpostens, eines verwitterten Stadtsoldaten mit Zopf und Blechhaube, der noch unter Friedrich dem Großen gedrillt worden war. Der Bürgermeister setzte seinen Hut auf, ruckte ein wenig mit den Schultern, daß die drei Ueberkragen seines kaffeebraunen Rocks sich glatt legten, und war nun ganz und gar der ernste, ordnungsbewußte Mann, der eine Stadt zu verwalten hatte. Er nahm den langen Spazierstock, den er beim Besteigen des Wagens seitwärts angelehnt hatte, und stellte ihn vor sich zwischen die Beine, beide Hände auf dem goldenen Knauf zusammenlegend.

Es ging schon in den Vormittag hinein. In den Straßen war es rege. Es war heute Markttag. Die Gemüsebauern kamen vom Lande herein, und ihre Wagen ratterten geräuschvoll auf dem holperigen Pflaster dahin. Dazu vernahm man in allen Gassen die kurzen Klingelschläge, mit denen die Milchhändler die Hausfrauen und Mägde zum Einkauf an ihre Karren riefen.

Immer wieder hatten der Bürgermeister und der Arzt es nötig, den Hut zum Gruße zu lüften. Aber sie taten es unentwegt mit gebührlicher Abgemessenheit, damit jedem Begegnenden zuteil wurde, was ihm zukam.

„Nach allem darf ich annehmen," bemerkte der Doktor nach einer Weile, „daß Euer Magen noch Anspruch auf den Morgenkaffee hat."

„Ihr schließt nicht falsch," entgegnete der Bürgermeister gelassen. „Aber ich ertrag's."

„Seid nicht so leichtfertig," spottete der Doktor. „Bedenkt, es ist schon bald zehn Uhr. Stellt Euch vor, es begegnete Euch jetzt irgendwo eine Unregelmäßigkeit, die zu ahnden wäre. Wie wollet Ihr solchem Schreck mit nüchterem Magen widerstehen? Also bitte ich Euch: kommt mit mir in meine bescheidene Häuslichkeit und laßt Euch von meiner Ehefrau bewirten."

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf.

„Mich ruft das Amt," sagte er. „Zudem liegt mir zuviel im Magen, als daß ich ihm noch eine Mahlzeit zumuten dürfte."

Der Doktor beschied sich bei der Ablehnung. Er wußte, daß doch nichts anderes zu erreichen war.

Sie näherten sich dem Marktplatz, den sie überqueren mußten, um an das Rathaus zu gelangen.

„Falls es Euch nicht lieb ist, an den Fenstern Eures Hauses vorbeizufahren," sagte der Doktor, „so will ich den Markt meiden und Euch hinten herum durch die Ratsgasse an das Rathaus bringen. Ich meine, Ihr habt genug Unverdauliches im Leibe und solltet der Gefahr einer engen Begegnung jetzt ausweichen."

„Eurer Verstnädnis für mein Lage geht um einiges zu weit," entgegnete der Bürgermeister bitter.

Der Doktor blieb gelassen.

„Dafür bin ich Arzt, daß ich sie besser kenne als Ihr selbst. Ich habe nichts weiter im Auge als Eure Gesundheit. Es war nicht auf Spott abgesehen. Es gehört nicht viel dazu, die Not eines Mannes zu begreifen, der mit seinem Weibe nicht zurechtkommt."

So kamen sie denn an den Marktplatz. Sie gerieten in ein bewegtes Treiben.

Der Doktor spähte an den Fenstern hin, die unter hohen, gebuchteten Giebeln rings um den Platz blinkten. Zur Linken in der Ecke fand er das Haus des Bürgermeisters, der es seinerseits vermied, in dieser Richtung acht zu geben. Es war ein stattliches, gutgehaltenes Bauwerk mit breiter geschnitzter Pforte, zu der eine Steintreppe hinaufführte. Der schwere Messingklopfer blitzte in der Sonne

so heftig, daß der Strahl über den Markt hinweg den Doktor traf wie ein schroffes Wort. ‚Just wie die Frau Bürgermeisterin selbst', dachte der Arzt, ‚die ihn so sauber hält. Immerhin: man sollte nicht meinen, daß hinter einer so ehrbaren Fassade ein Bürgermeister nicht die Ruhe finden kann, die er braucht.'

Der Doktor hatte Zeit, sich der Betrachtung dieser bemerkenswerten Heimstätte hinzugeben, denn eine Reihe von Bauernwagen kreuzten an der Nase seines Schimmels vorbei seinen Weg, und er mußte eine Weile halten. Schließlich gab es aber doch noch andere Dinge, die ihn in Anspruch nahmen. Einige Hausfrauen gingen ihn an, um sich hier auf der Straße auf billige Art einen ärztlichen Rat zu holen, und wichen erst von ihm zurück, als er eine höchst achtbare Dame aufgefordert hatte, sich zu entkleiden, damit er sie untersuche.

Derweilen war auch der Bauerntroß vorüber, und der Doktor konnte weiterfahren. Er trieb den Schimmel jetzt zur Eile, denn es war ihm nicht mehr geheuer inmitten dieser listigen Weiber, die ihn als guten Bekannten anredeten, um ihn als Arzt um sein Honorar zu prellen.

Doch auf einmal gellten helle, feste Laute über den Platz, die den Doktor einigermaßen erschreckten, so daß er sein Pferd zurückriß. Er saß einen Augenblick regungslos da und blinzelte nur vorsichtig nach dem Bürgermeister zu Seite. Herr Wendenoth nämlich war jäh herumgefahren, und sein Blick strich scharf und ungehalten an den Häuserzeilen hin.

„Das hat ihm noch gefehlt," brummte der Doktor. Er horchte gespannt und hoffte, der Marktlärm möchte ihn und den Bürgermeister irregeführt haben. Doch jenes unerhörte Geräusch durchschnitt so selbstbewußt das verworrene Getöse ringsum, daß kein Irrtum möglich war. Da wagte auch der Doktor eine aufmerksame Betrachtung der Giebelfronten. Und dann gewann er einen Anblick, der ihn so seltsam betroffen machte, daß er wohl mit einem Gelächter herausgefahren wäre, wenn er nicht den Bürgermeister neben sich gehabt hätte. Denn im Bürgermeisterhause sah er an einem offenen Fenster des ersten Stocks eine Frau mit weißer Haube. Sie hatte vor sich einen bunten Zimmerläufer nach der Straße heraushängen und hieb unbekümmert mit einem breiten Klopfer darauf los. Ihre Schläge verrieten Kraft und Entschlossenheit.

„Jetzt gibt es einen seelischen Konflikt," dachte der Doktor. Und der Bürgermeister wurde ihm zu einer Persönlichkeit von dramatischer Bedeutung.

Er wendete sich dem Freunde zu, der erstarrt den verbotswidrigen Vorgang in seinem eigenen Hause ansah.

„Mensch werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht."

Angelius Silesius.

„Es gibt drei Kronen: des Richters, des Priesters, des Königs, aber die Krone eines guten Namens ist höher als alle."

„Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften."

Shakespeare.

„Der gute Name ist bei Mann und Frau das eigentliche Kleinod ihrer Seelen."

Shakespeare.

„Guter Name ist das kostbare einz'ge Gut, um welches die Königin mit einem Bürgerweibe wetteifern muß."

Schiller.

„Siehe zu, daß du einen guten Namen behaltest, der bleibt gewisser denn tausend Schätze Gold."

Sirach 41,15.

„Nun, was ficht Euch an?" fragte der Doktor und tat verwundert.

Da kam der Bürgermeister in Bewegung.

„Verzeiht," sagte er, „ich muß Euch jetzt verlassen."

Er reichte dem anderen die Hand und kletterte eilig vom Wagen herab. Dann wand er sich durch das Gedränge auf einen der Stadtsoldaten zu. Der fuhr verwirrt zusammen, als er plötzlich den strengen Herrn vor sich sah.

„Hört Er nichts? Ist Er taub?" fragte der Bürgermeister ergrimmt.

Der Soldat sann, ob es ratsam sei, unter den vorliegenden Umständen taub zu sein. Er fand seine Lage ungewöhnlich verzwickt. Er gaffte dem Bürgermeister in das böse Gesicht und schwieg ängstlich.

„Will Er wohl das Maul aufmachen!" wurde er da angeschrien.

„Es ist doch — verzeiht — Eurer Gnaden — es ist die Frau Bürgermeisterin."

„Er hat's also gehört und tut nicht seine Pflicht."

„Was kann ich da tun?"

„Was würde er tun, wenn's eine Frau aus der Roten Gasse wäre?"

„Ich würde sie aufs Rathaus bringen und dem Herrn Bürgermeister vorführen."

„So weiß Er's doch! Donnerwetter!"

„Aber die Frau Bürgermeisterin."

„He?" fuhr der Bürgermeister ihn grimmig an.

„Sie wird sich zur Wehr setzen," stammelte der Soldat.

„So findet Er Hilfe bei der Wache im Rathaus. Doch zuvor mach' Er der Frau klar, was ihr zukommt, wenn sie sich der städtischen Gewalt widersetzt. Zudem hat Er Flinte und Säbel. Wenn Er damit bedrohlich ins Geschirr geht, wird Er Gehorsam finden. Er muß doch wissen, wie die Weibsleute sind."

Der Bürgermeister wendete sich ab und überließ den Mann seinem schweren Schicksal.

— — — — —

Herr Wendenoth begab sich in das Rathaus und suchte sein Amtszimmer auf. Er ging mit steifem Kreuz und erhobenem Haupt, und sein Stock dröhnte zu seinen Schritten. Doch innerlich stand es um ihn nicht so gefestigt. Als der Ratsdiener die Tür des Amtsraumes vor ihm aufgerissen und ihm Stock und Hut abgenommen hatte, winkte Herr Wendenoth ihm, daß er gehe und ihn allein lasse. Und dann setzte der Bürgermeister sich hinter den mächtigen grünen Tisch und bedachte seine Lage.

„Es ist eine kleine Sache," sagte er sich, „und es ist doch wiederum eine große Sache. Eine Frau hat zu verbotener Stunde Decken geklopft. Darauf steht eine Strafe bis zu drei Talern. Das ist immerhin so arg nicht. Aber nun ist es die Frau Bür-

LOB MARIENS

Mariä Geburt

Ein Mägdlein ist geboren,
So schön und sündenrein;
Gott hat es auserkoren,
Die Menschen, die verloren,
Von Satan zu befrei'n;
Kommt laßt uns benedei'n!
Wenn's Morgenrot erglühet,
Freut sich die ganze Welt,
Da bald die Nacht entfliehet,
Und wonneblinkend zieht,
Als wie ein großer Held,
Die Sonn' aus ihrem Zelt.
Gleich frühsam Purpurscheine,
Strahlt heute wunderlicht
Das Mägdlein, das ich meine.
Nun, Sünder, nicht mehr weine,
Da aus dem Purpurlicht
Christ, uns're Sonne bricht!

Mariä Namen

Maria, wir verehren
Den heil'gen Namen dein,
Und seinen Ruhm zu mehren,
Soll unsere Freude sein.
Maria, sieh dich nennet
Dein Name Herrscherin;
Die ganze Welt erkennet
In dir die Königin.
Dein Nam' kann auch bedeuten
Das weite, tiefe Meer;
Draus fließt zu allen Zeiten
Die Gnade reichlich her.
Dein Nam' auch läßt uns sehen
In dir den Meeresstern;
O Stern aus Himmelshöhen,
Leucht allen nah und fern!
O Stern, leucht uns auf Erden,
O Meer, uns Gnad' erteil',
Hilf, daß wir selig werden,
Hilf, Herrscherin, zum Heil.

---

germeisterin, die ich strafen soll. Wie bring' ich's mit der zurecht? Sie ist ein rabiates Weib und immerhin meine Ehefrau. Sie wird mir hier ein Geschrei machen wie zu Hause. Und wie stehe ich dann da? Ist es recht, daß ich gegen sie verfahre wie gegen eine Fremde? Doch nein, so darf ich nicht fragen. Vielmehr: ist es meine Pflicht, nicht zu wissen, wer sie ist, wenn sie als Angeklagte in diesem Zimmer vor mir steht? Und da sage ich dies: hätte ich, der Bürgermeister selbst, mich gegen Gesetz oder Verordnung vergangen, so wäre ich kein ehrenwerter Bürgermeister, brächte ich es nicht zuwege, mich selbst zu strafen und nicht das Verhältnis meiner Person zu meinem Amt zu bedenken. Nun denn: was gilt diese Frau jetzt vor mir? Ich kenne sie so wenig, wie ich den Bürgermeister kennen dürfte, falls ich ihn strafen müßte."

Mit diesem Ergebnis seines Sinnens kam Herr Wendenoth zur Ruhe. Er fühlte auf einmal nichts weiter in sich als den Bürgermeister und war nun durchaus Herr seiner selbst und auch jener Frau, die er zu anderer Zeit zu scheuen pflegte.

Er machte sich an die Akten, die für ihn zurechtgelegt waren, las mit Eifer darin, unterzeichnete Schriftstücke, schrieb sogar an dem Entwurf zu einem hochwichtigen Amtsbrief und vergaß alles, was ihn persönlich anging. Und als schließlich der Ratsdiener eintrat und meldete, ein Stadtsoldat bringe eine Delinquentin zur Vorführung, war er so völlig losgelöst von seinem nichtamtlichen Dasein, daß er kurz angebunden befahl, die Angeschuldigte solle warten, bis er sie rufen lasse, und hatte dabei nur im Auge, daß er zunächst den Amtsbrief beendigen müsse.

So verging denn eine Weile, bis die Frau Bürgermeisterin zum Verhör gefordert wurde. Das Rathaus hatte dicke Wände und schwere Türen. Daher vernahm der Bürgermeister in seinem Zimmer nicht, wie die Frau draußen sich das Warten vertrieb. Dem Soldaten aber gellten ihre heftigen Reden danach noch tagelang in den Ohren, und zuweilen wußte er sich ihrer Wildheit nur dadurch zu erwehren, daß er mit seinem Schießgewehr auf sie zielte. Das trieb sie von dem attackierten Mann zurück und zwang sie für kurze Zeit zur Ruhe, bis die Erinnerung an das verlassene Hauswesen, an eine Suppe, die schon viel zu lange auf dem Feuer stand, und vor allem an den Schimpf der überstandenen Eskortierung durch das Marktgetriebe sie zu neuen Ausfällen hochjagte. Daß die Flinte nicht geladen war, blieb der Frau verborgen, denn auch durch freundliche Reden ließ der Soldat sich nicht dazu verleiten, davon etwas zu verraten.

Endlich ertönte die Klingel im Amtszimmer des Bürgermeisters. Der Ratsdiener öffnete die Tür, und alsbald stürzte die Frau in das große Gemach. Einen Augenblick stutzte sie, als sie sah, daß ihr eGmahl sich das Haupt mit der mächtigen Amtsperücke bekleidet hatte. Beim ersten Eindruck erschien er ihr fremd und gewaltig. Aber dann fand sie Gesichtszüge, die ihr vertraut waren, die sie in Hilflosigkeit weich gesehen hatte, mochten sie auch jetzt von der Würde des Amtes gestrafft sein. Da stürmte sie gegen den Tisch, reckte vorgebeugten Leibes die Arme heraus und schrie:

„Das werdet Ihr mir büßen, Ich werd's Euch heimzahlen, daß Ihr—"

Eine Handbewegung des Bürgermeisters durchschnitt ihre Rede. Die Geste war so kalt, so überlegen, so demütigend, daß die Frau zurückwich.

„Spricht Sie noch ein Wort, um das Sie nicht gefragt wurde," sagte

der Bürgermeister mit scharfer Bestimmtheit, „so kommt Sie bis morgen in Arrest."

Frau Brigitta Wendenoth riß Mund und Augen auf.

„Einsperren wollt Ihr mich? Und Sie sagt Ihr zu mir?"

„Will Sie Ihr ungewaschenes Maul halten oder nicht?" dröhnte es gegen sie an.

Der Frau blieb der Atem weg. Noch nie hatte man in diesem Ton mit ihr gesprochen. Und gar dieser Mann da mit der Perücke — er war doch trotz der Perücke ihr eigener Eheherr, war der Mann, über den sie Gewalt hatte und der am Morgen gedemütigt aus seinem Hause geflohen war.

In heller Wut bäumte sie sich auf.

„Was maßt Ihr Euch an, Ihr unverschämter Patron?" kreischte sie. „Seht Ihr nicht, mit wem Ihr es zu tun habt?"

Der Bürgermeister winkte den Soldaten heran.

„Führ' Er die Frau in Arrest ab. Sie benimmt sich ungebührlich."

Frau Brigitta wich jäh zur Seite.

„In Arrest? In ein dunkles Loch zu Ratten und Mäusen? Seid Ihr von Sinnen?"

„Pack Er sie an!" befahl der Bürgermeister dem Soldaten. Der drang alsbald auf die Frau ein.

Es lag ein Ausdruck gewohnheitsmäßiger Rücksichtslosigkeit und sicherer Ueberlegenheit in dem Vorgehen des bewaffneten Mannes, und Frau Brigitta flüchtete vor ihm in eine Ecke. Dort sah sie verdutzt um sich. Nirgends begegnete sie einem Blick, der Teilnahme oder Verwunderung oder Unruhe zeigte. Sie war von amtlicher Unerschütterlichkeit in die Enge getrieben. Sie war völlig ohne Macht. Ihr Wille, ihr Aufbegehren zersplitterte an der amtlichen Entschlossenheit. Da fühlte sie sich auf einmal schwach und zerdrückt und äußerst beklagenswert. Ein jäh aufwallendes Verlangen nach Mitleid bewegte sich in ihr. Sie schickte sich an, weich zu werden und zu jammern. Sie meinte, das müsse auch hier die Herzen bewegen, müsse vor allem diesen furchtbaren Mann, der doch zu Hause nichts weiter war als ihr Ehegemahl, umwerfen. Sie spähte nach ihm hin. Und da sah sie ihn sich gelassen über ein Schriftstück



Marienkinder.

beugen, das der Schreiber zu seiner Linken ihm gereicht hatte, sah ihn nach der Feder greifen, sah ihn schreiben, sah ferner jenen Schreiber mit unerhörtem Gleichmut auf ein anderes Blatt Papier eifrig Zeilen kritzeln. Und der Ratsdiener stand an der Tür und starrte in die Luft. Außer dem Soldaten, der sie ins Arrestloch bringen wollte, war niemand da, der sie beachtete. Sie wurde behandelt wie irgend ein belangloses Wesen. Ihre tiefe Erregung war hier nur ein alltäglicher Vorgang, war zum mindesten nichts, was hier Bedeutung hatte. Diese Erkenntnis nahm ihr die Kraft zum Wehklagen. Sie brach in sich zusammen und sprach demütig nach dem grünen Tisch hinüber:

„Ich will mich fügen. Wollt Ihr mir nicht den Arrest ersparen? Ich habe zu Hause Suppe auf dem Feuer. Wer weiß, was geschieht, wenn ich nicht beizeiten heimkomme."

„Ihre Suppe geht uns nichts an," sagte der Bürgermeister kurz. „Doch wenn Sie sich angemessen verhalten will, sehe ich von dem Arrest ab. Trete vor."

Der Soldat schritt an die Tür zurück, und die Frau begab sich wieder vor den Tisch. Sie hielt den Kopf gesenkt. Ihre Arme hingen schlaff herab. Sie vermochte es nicht, dem kalten Blick des Bürgermeisters zu begegnen. Der Mann war ihr unheimlich. Was für ein Mensch war das, der sich zu Zeiten klein und ängstlich zu stellen wußte, während der Kern seiner Natur stahlhart war? Sie empfand Furcht und Grauen, und ihr war's, als sei sie jahrelang in blinder Einfalt mit einem verschlagenen Ungeheuer durch's Leben gewandelt, um nun von ihm verschlungen zu werden.

„Wie heißt Sie?" fragte die harte Stimme des Bürgermeisters.

„Wie ich heiße?"

Das Herz zog sich ihr zusammen. Dieser Mann fragte sie nach ihrem Namen!

„Weiß Sie Ihren Namen etwa nicht?" wurde sie angefahren, da sie nicht gleich antwortete.

„Ich bin die Frau Wenedenothin."

„Ihre Vornamen!"

„Brigitta, Ursula, Louise."

„Ist Sie ledig?"

Sie hob scheu den Blick, denn sie zweifelte jetzt an der Vernunft dessen, der sie frug. Aber der Bürgermeister sah ruhig und regungslos auf sie herab.

„Nein," entgegenete sie da leise.

„So nenne Sie noch ihren Mädchennamen."

„Geborene Neumayer."

„Wer ist Ihr Mann?"

„Der Friedrich Wendenoth."

„Welches Gewerbe betreibt er?"

„Er ist Bürgermeister."

„So muß von Ihr verlangt werden, daß Sie die Verordnung kennt, die es Hausfrauen und Mägden verbietet, nach neun Uhr des Morgens nach der Straße hinaus Decken zu klopfen."

Frau Brigitta schwieg.

„Gibt Sie zu," fuhr der Bürgermeister fort, „heute vormittag um zehn Uhr gegen jene Verordnung verstoßen zu haben? Die Stadtpolizei hat hier eine Anzeige eingereicht, die Sie dessen bezichtigt."

Er hielt einen stattlichen Aktbogen empor, der von der Stadtwache heraufgeschickt worden war.

Die Frau nickte.

„Hat Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung aufzuführen?"

Die Frage wurde mit einem Kopfschütteln beantwortet.

„So wird Ihr hiermit wegen böswilliger Verletzung einer städtischen Verordnung eine Geldbuße von drei Talern auferlegt, die im Falle der Nichtzahlung in eine Haftstrafe von drei Tagen umgewandelt wird. Das Strafmandat wird am Stadthaus angeschlagen. Eine Ausfertigung davon wird Ihr jetzt hier ausgehändigt. Sie warte dort auf der Bank."

Der Schreiber fertigte mit großen, wichtigen Buchstaben das Schriftstück aus, dieweil der Bürgermeister sich wieder mit seinen Akten beschäftigte und von der Anwesenheit der Frau nichts zu spüren schien. Als er das Schreiben zur Unterschrift erhielt, las er es gewissenhaft durch, setzte dann seinen Namen darauf, streute Sand darüber und reichte es der Frau, die er herangewinkt hatte. Sie betrachtete es mit stumpfem Ausdruck.

„Sie kann jetzt gehen," sagte der Bürgermeister.

Der Soldat trat neben sie.

„Kommt!" befahl er. Da folgte die Frau ihm, ohne zu sprechen, ohne irgend jemand anzublicken. Das Strafmandat hielt sie ungefaltet in der Hand. Es flatterte im Luftzug neben ihr her.

— — — — —

Es waren nur wenige Schritte vom Rathaus bis zum Hause des Bürgermeisters, aber der Bürgermeister ging sie nicht. Er brachte es nicht zustande. Es war schon spät am Nachmittag, und er hatte den ganzen Tag nichts genossen. Er fühlte eine Schwäche in sich und brauchte Nahrung. Aber er stand nun schon eine Weile unter dem offenen Kreuzbogengang des Rathauses, schaute nach seinem Hause hinüber und kam nicht von der Stelle.

„Ich will es nur gestehen," sagte er sich schließlich, nachdem er sich zunächst bemüht hatte, über den Grund seines Zögerns überhaupt nicht nachzudenken, „ich fürchte mich. Ich fürchte mich vor dieser Frau, die ich Kraft meines Amtes heute strafen mußte. Ich weiß, sie sieht es anders an. Mein Mandat gilt ihr als Racheakt des gepeinigten Ehemannes. Sie wird sich Sühne schaffen, wenn ich wehrlos bin. Und in dem Hause dort bin ch wehrlos, wie sie es heute vor dem Bürgermeister war. Sie wird mir einen Schimpf antun, wie er mir auch von ihr noch nicht widerfahren ist."

Er sah ein, daß sein Widerstreben gegen den Heimgang einstweilen unüberwindlich war, daß auch der Hunger ihn nicht dazu vermochte, sich schon jetzt der häuslichen Gefahr auszusetzen. Schließlich kam er auf den Einfall, erst spät in der Nacht heimzukehren. Bis zum anderen Morgen würde er dann Ruhe haben. Selbst Frau Brigitta würde es nicht wagen, zur Nachtzeit einen geräuschvollen Auftritt zu machen.

Aber er war sich bewußt, daß es gleichwohl eine unheimliche Nacht werden würde. Er sah sich im Geiste sein Bett besteigen, während das Mondlicht das Gesicht der Gattin beglänzte. Und dieses Gesicht würde sich ruhig, teilnahmslos, schlafend zeigen, dieweil doch hinter den unbewegten Zügen eine ins Wahnwitzige gesteigerte Wachheit, ein wild gestraffter, in heftig angespannten Plänen vibrierender Wille walten würde. Er würde kein Auge schließen können, sondern immer nur dieses Gesicht ansehen müssen, das in seiner Verschlossenheit so furchtbar war.

Doch vorerst fing der Hunger des Bürgermeisters an sich bedeutsam zu machen. Und nun fiel dem bedrängten Mann die Einladung des Doktors Roselius ein. Bei dem Freunde konnte er essen und zugleich bis zum Abend verweilen.

Der Doktor wohnte in der Südergasse, und der Bürgermeister hatte eine Weile zu wandern. Als er schließlich den Klopfer rührte, stand die Sonne schon sehr niedrig.

Eine der Töchter des Arztes öffnete ihm. Sie erschien ihm gegen sonst ein wenig scheu, als sie ihm begrüßte. Ihr Blick glitt seltsam forschend an ihm hin, und er brachte daher nicht den herzlichen Ton heraus, mit dem er dem Mädchen früher begegnet war.

„Ist der Herr Vater zu Hause?" fragte er gemessen.

„Der Herr Vater läßt Euch in sein Studio bitten."

„Wußte er denn, daß ich kommen würde?" forschte der Bürgermeister verwundert.

Sie schaute verlegen zur Seite.

„Wir nahmen es an," entgegnete sie.

„Wir?" Er lachte kurz und nicht ohne Bitterkeit. „Mir scheint, die Demoiselle und der Herr Vater und wer sonst noch kennen meine Entschlüsse so früh wie ich selbst oder wohl gar noch früher."

Sie lächelte verwirrt und fast ein bißchen ängstlich und schwieg.

Inzwischen waren sie in den Flur getreten. Gleich zur Rechten lag die Tür zum Studio des Doktors. Das Fräulein klopfte zart. Dann öffnete sie mit einladender Geste und ließ den Bürgermeister an sich vorbei ins Zimmer. Sie selbst blieb draußen und schloß hurtig die Tür hinter dem Gast.

Drinnen erhob sich der Arzt von seinem Platz am Sekretär und schritt dem Freunde entgegen. Auch er hatte etwas sorgsam Prüfendes in seinem Blick, das er hinter einem Lächeln zu verbergen suchte.

„Wie soll ich es verstehen," fragte der Bürgermeister nach der Begrüßung, bevor er den angebotenen Sitz annahm, „daß die Demoiselle Marianne mir sagt, ich würde hier von Euch und Eurer Familie erwartet?"

„Ganz einfach: wir meinten, daß Ihr Euer Eheweib zunächst in mei-

nem Hause suchen würdet."

„Suchen? Wen?"

„Die Frau Brigitta, Eure Gemahlin. Wir stehen Euch und Eurer Ehefrau am nächsten in der Stadt. Und Ihr mußtet Euch also sagen, daß sie zu uns geflohen sei."

Der Bürgermeister rieb sich die Stirn. Er ahnte, daß etwas geschehen war, womit er nicht gerechnet hatte, und er merkte, daß man annahm, er wisse davon. Er hielt es für gut, sich vorsichtig zu äußern.

„Ist sie in der Tat bei Euch?"

„Sie sitzt oben bei meinen Frauen und fließt vor Tränen über."

„Brigitta weint?"

„Sie weint. Und ich bitt Euch: macht es nicht zu hart mit ihr. Sie vergeht vor Furcht und Grauen."

„Furcht und Grauen? Wovor?"

„Vor Euch. Ihr habt ihr zu jäh den Herrn bewiesen. Und sie meint, da sie nun ein amtlich bestrafter Mensch sei, würde sie nie wieder Gnade vor ihrem bürgermeisterlichen Ehegemahl finden."

Der Bürgermeister zupfte sich an der Nase, um zu erproben, ob er auch wach sei. Er war es ohne Zweifel. Er betrachtete den Doktor. Der erschien ihm besorgt wie jemand, der einem Freund den gerechten und nicht ungefährlichen Zorn vorsichtig dämpfen will.

Und dann auf einmal begriff der Bürgermeister, wie sehr es jetzt für ihn darauf ankam, sich der gewohnten Offenherzigkeit seines Wesens zu erhalten, wollte er sich nicht unsterblichen Spott zuziehen, wollte er es verhüten, daß der Doktor in einem brüllenden Gelächter zerplatze.

„Sie floh aus meinem Hause aus Furcht vor mir. Und ich mied mein Haus aus Furcht vor ihr. Wäre ich an dieser Sache nicht so sehr beteiligt, so würde mir dieser Witz des Lebens die Eingeweide in Unordnung bringen."

Immerhin überkam ihn die Komik dieser Affäre nicht ohne Erwärmung. Sie strich an seinem Herzen hin und hatte etwas Wohltuendes. Und gab ihm eine Einsicht, die nicht ohne Bedeutung für ihn war. Denn sie warf ein heiteres Licht auf seine frühere eheliche Lage, enthüllte ihm die Lächerlichkeit seines einstigen Unterliegens und offenbarte ihm, daß es bei ihm nur der Unbekümmertheit bedurft hätte, damit er in seinem Hause der Herr gewesen wäre.

Da lächelte er. Es war ein freies sicheres Lächeln. Er reichte dem Doktor die Hand.

„Freund Roselius" sagte er, „ich gehe jetzt heim und erwarte, die Frau Brigitta Wendenoth werde sich darauf besinnen, daß sie mir noch das Mittagsmahl schuldig ist, von dem Frühstück ganz zu schweigen. Ermahnt sie in diesem Sinne. Und laßt sie dabei wissen, daß ihr Eheherr ihr helfen werde, sich von der Strenge des Bürgermeisters zu erholen."

Auch der Doktor lächelte.

„Es fehlt noch ein Nachsatz, der mit ‚sofern' beginnt," bemerkte er.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf.

„Für den weiteren Verlauf meiner Ehe brauche ich weder Vorsatz noch Nachsatz. Ich wünsche Euch eine gute Nacht, Doktor Roselius."

Er verließ das Haus. Und eine Stunde später trug Frau Brigitta ihm das Essen auf, wie es ihm gebührte.

Die Frage

Ein Mann wankte vor den Fahrkartenschalter und hielt sich mühsam an dem kleinen Holztischchen fest.

„Jeben Se mir 'ne Fahrkarte," sprach er mit sichtlicher Anstrengung.

„Wohin denn?" fragte der Beamte.

Eine Weile schwieg der Mann verdutzt, dann sprach er: „Was haben Se denn alles da?"

Verständnisvoll

Betty, jung verlobt: „Doris kannst du dir vorstellen, wie man fühlt, wenn man ganz nahe bei dem Manne sitzt, den man liebt, und man ist innerlich tief bewegt?"

Doris: „Natürlich kann ich mir das vorstellen! Das Gefühl habe ich jedesmal, wenn ich mit Jochen auf seinem Motorrad fahre!"

Zu spät. Der Maler Renoir wurde alt, ehe er anfing, mit seiner Malerei Erfolg zu haben. Als dann die Händler zu ihm kamen, um ihm seine Bilder gegen gute Preise wegzuholen, sagte er:

„Es ist zu spät! Jetzt gebt ihr mir Beefsteaks zu essen — und nun habe ich keine Zähne mehr!"



Der Geiger.

Tod oder Leben



Himmlische Mutter, hilf uns in unserer Not.

Am letzten Donnerstag des Monats Juli stellte der von den hochw. Benediktinerpatres zu Muenster, Sask., herausgegebene St. Petersbote sein Erscheinen ein. Ueber vier Jahrzehnte diente er den deutschsprechenden Katholiken Canadas, treu und tapfer, aufklärend und erzählend, in allem die Sache Gottes und der Kirche vertretend.

Das Werk des St. Petersboten selbst ist getan. Solange es ging, bis zur letzten Minute, übte er seinen katholischen Presseapostelde.enst aus. Länger als bis zu seinem Sterben konnte er nicht wirken — obwohl der Arbeit noch so viel ist.

Oder wollte jemand behaupten, die deutschsprechenden Katholiken brauchten kein eigenes Blatt mehr? Oder wollte jemand sagen, die deutschsprechenden Katholiken lesen bei uns schon überall englische Zeitungen? Oder, daß sie bereits so viel über das katholische Leben wüßten und soviel Heiligkeit besäßen, daß nun wirklich keine katholische Zeitung deutscher Sprache mehr notwendig sei?

Wieviel Katholiken deutscher Sprache sind wir hierzulande? Und wieviel Blätter haben wir? Ein einziges katholisches Monatsblatt haben wir nur noch, und das ist der Marienbote, das Blatt, das du hier liest.

Wie lange wird der Marienbote noch bestehen? So lange, als er genügend Leser hat, die ihn lesen und unterstützen. Stirbt der Marienbote, dann ist die katholische Sache deutscher Sprache hier in Canada fertig. Dann sind es wieder einmal nicht die Priester — wie man so oft hört — die dem Volke das Wort Gottes in ihrer Muttersprache genommen.

Gott schläft nicht. Gott schaut dem Eifer zu, mit dem wir hier auf Erden Seine Sache vertreten und verbreiten. Er sieht auch den Eifer der Kommunisten, die da immer wieder fragen: Wieviel soll ich geben, um den Canadiern noch mehr unserer kommunistischen Blätter auf den Tisch legen zu können?

Der Gottesfeind spart nicht. Er opfert groß, denn er spekuliert auf den großen Sieg, der am Ende aller Opfer liegt.

Der Katholik opfert nicht für die Sache seiner Presse, die doch eigentlich die Sache des Wortes und des Denkens Gottes ist. Er opfert nicht, und will doch am Ende den großen Sieg ernten. „Wenn ich nur in den Himmel komme", denkt er sich.

Inzwischen aber verbreitet sich das, was andere, nichtkatholische Blätter der Welt einhämmern, immer weiter in der Welt. Es ist bereits in unseren Schulen, wo die Kinder unserer katholischen Väter und Mütter mit diesem Geistesgifte genährt werden.

„Wenn ich nur in den Himmel komme", meint der Katholik. Ja, dorthin werden wir schon kommen. Wenigstens für die paar Augenblicke, die notwendig sind, das Urteil Gottes über unsere Eiferlosigkeit zu hören.

Soll die katholische Presse unserer Sprache ganz versinken? Und der einst so stolze Katholizismus deutscher Sprache, der im früheren Volksverein unter der Führung wirklich großer Männer so vieles getan, wirklich ganz zerfallen?

Halten wir, was noch zu halten ist. Es ist uns wirklich nicht Geschäftssache — wenigstens keine irdische Geschäftssache — wenn wir noch einmal wiederholen, daß der Marienbote das letzte Blatt ist, das wir hier in Canada noch haben. Der letzte Schatten einer einst so stolz schaffenden Katholikengruppe.

Große, begeisterte, treue Männer haben wir immer noch in dieser Gruppe. Auf sie bauen wir, denn wir wissen, daß ihre Ueberzeugung fest ist wie Fels. Jetzt heißt es: Hand ans Werk gelegt, mit doppelter Opferkraft, bevor wir das Letzte verlieren. Nie und nimmer den Stolz auf die eigene Sache verlieren. Ist dieser Stolz einmal hin, dann sind wir keine Männer mehr.

Werbet für Euer letztes Blatt, für den Marienboten. Zahlt Eure rückständigen Rechnungen. Zahlt für das kommende Jahr.

Viele Leser wundern sich, warum der Marienbote so oft sehr spät bei ihnen ankommt. Der Grund ist einfach der: Es ist nicht genügend Geld vorhanden, ihn drucken zu lassen. Zahlen die Leser, dann können auch wir zahlen und sofort drucken lassen. Zahlen die Leser nicht, dann müssen auch wir warten, bis genügend Geld da ist, unsere Marienbotenrechnungen — die sich auf $500.00 per Monat erhöht haben — decken zu können.

Keiner unserer Leser wollte wohl jene Sorgen tragen, die der Schrift- und Geschäftsleiter eines katholischen Blattes — ohne dafür bezahlt zu werden — tragen muß. Und doch tut jeder im katholischen Pressedienst stehende wahre Mann sein Allerbestes, um die Fahne hochzuhalten. Er weiß nämlich, was er anderen Leuten als Christenweisheit anempfiehlt: Er weiß, daß die größte Gnade, die Gott dem Menschen je gegeben, das Kreuz ist, das Kreuz des erlösenden Opfers. Ohne Opfer keine Erlösung. Ja, nicht gute Ernten, nicht Geld und Gesundheit sind Gottes größte Gnadengaben an den Menschen. Das Kreuz der Sorgen, des Opferns und der Selbstlosigkeit allein hat der Menschheit bis heute wirklich Gutes getan, und immer noch rufen jene, die in Not sind, nach dem Segen dieses erlösenden Holzes.

Wer soll dieses Kreuz tragen? Jener Mensch, der sich mit Christus Christ nennt, der das Kreuz als sein Zeichen betrachtet und im Kreuz alle Wahrheit sieht.

Hier ist nun unser Kreuz: Die Sache Gottes tragen helfen, durch Opfer, die unser letztes katholisches Blatt deutscher Sprache hierzulande vertritt.

Darum: Unterstützet bis zum Aeußersten Euren Marienboten.

Sendet Eure Gelder ein, wir sind bitterarm. Werbet neue Leser, viele neue Leser, damit unser Werk stehe und nicht falle.

So helfe uns Gott.

„Wir werden die Welterneuerung bewältigen, wenn wir uns mit dem Geiste der Offenbarung neu wie am ersten Tag erfüllen und wenn wir unsere Zeit in unseren Nöten verstehen und lieben."

„Wenn wir nicht die äußere Nützlichkeit zurückdrängen, dann werden wir unsere Zeit niemals gewinnen und am Ende noch uns selbst verlieren."

„Ein Sinaistunde unter Blitz und Donner ist für uns alle angebrochen, und sie wird solange dauern, bis wir ganz zu Gott zurückgefunden."

„Treue ist eine Qualität, um die alle Spötter dich beneiden könnten."

„Die Christen sind die einzige Bibel, in der die Weltleute heute noch lesen."

—o—

„Das Gute entfaltet sich für uns Menschen nur am Widerstand des Bösen."

—o—

„Die Welt hat sich in die Kirche eingeschlichen. Und nicht die Kirche, sondern die Welt ist anzuklagen."

—o—

„Gott steht hinter allem Zeitgeschehen und lenkt die Hnäde der böseſten Feinde. Am Ende erfüllen doch alle nur Seinen heiligen Willen."

—o—

„Jeder hat den Herrn, den er wert ist."

So heben wir die Kreuzfahrt an

Zum Fest Kreuz-Erhöhung am 14. September.

Seit jener Stunde, da in der christlichen Frühzeit die Kaiserin Helene nach der heiligen Stadt Jerusalem gepilgert ist und nach der altehrwürdigen Legende das echte Kreuz Christi hat ausgraben und vor dem tiefergriffenen Volk feierlich hat erhöhen lassen, seit jener Stunde schätzte man sich im christlichen Volk des Mittelalters überall glücklich und reich, ein Splitterchen, und sei es auch nur ein ganz kleines, des heiligen Baumes von Golgatha zu besitzen. Und jede Kirche auf dem weiten Erdenrund, die ein Partikelchen des Kreuzes ihr eigen nannte, war stolz auf dieses Kleinod. Das Wort der Schrift hatte sich in der weiten Christenwelt erfüllt: „Brüder, es ziemt sich, daß wir uns rühmen im Kreuze Christi." Aus dem Zeichen der Schmach und Schande war das Panier des Sieges und Triumphes über Sünde und Tod geworden. Der Kreuzerniederung war die Kreuzerhöhung gefolgt. Und die Kreuzfahrt zum Feste Kreuz-Erhöhung war im Mittelalter eine der volkstümlichsten Wallfahrten geworden.

Eine Kreuzfahrt war auch die Wallfahrt unseres Heimatdorfes: alle Jahre, zum Feste der Kreuz-Erhöhung, wenn der Sommer zur Neige ging, pilgerten die schlichten Menschen meiner Heimat betend und singend hinter Kreuz und Fahnen her zum Gnadenort des Kreuzberges, um das Kreuz des Herrn zu verehren. Nachmittags, am Vortag der Kreuz-Erhöhung, war der Aufbruch zur Wallfahrt. Pilgerführer war immer ein alter Flickschuster des Dorfes, der alltäglich in seiner winkligen, dunklen Schusterstube die schief gelaufenen Absätze in Ordnung brachte. Ein etwas seltsamer Mann, mit gelbem, durch hundert Falten und Fältchen verhutzelten Gesicht, ein etwas brummiger und ein bißchen wunderlicher Mann, von den Leuten spaßhaft nur der „Montagskaplan" genannt, gewiß, weil er Sonntags in der Kirche nichts zu sagen und überhaupt im geistlichen Leben keine sonstigen Funktionen zu bekleiden hatte. Es war vielleicht kein sonderlich frommer Mann, aber auf Kreuz-Erhöhung war er der Erste, das war „sein" Tag, den er sich von niemand streitig machen ließ

Um ihn sammelten sich die Pilger des Dorfes. Alle wohlversorgt mit Reisetaschen und Beuteln, die Männer hatten Zehrung und Mundvorrat wohlverstaut in ihren weißgeblümten roten Taschentüchern. Die Frauen umklammerten mit ihren harten abgearbeiteten Händen den Rosenkranz. Wie hatten sie sich auf diesen Tag gefreut, den einzigen im Jahr, da sie der Alltagsmühe entfliehen konnten!

Dann zog die Wallfahrt auf wohlbekannten Straßen ihren Weg: „So heben wir die Kreuzfahrt an, durch Jesum Christ, den heiligen Mann." Uralt-heilige Wallfahrtslieder erschalten, Pilgergebete wurden gesprochen. Vor allem der Schmerzensreiche Rosenkranz mit seinen immer wieder die Seele ergreifenden Geheimnissen der Todesangst, der Geißelung, der Dornenkrönung, der Kreuztragung und der Kreuzigung. Bei aller Einfachheit und Naivität, die über dem Ganzen lag, erfüllte doch immer eine heilige Spannung und Andacht die Pilgerschar. Es ging zum Heiligtum. Durch die weite Ebene schlängelte sich die Prozession, ganz gleich, ob Sonne brannte oder Regen vom Himmel fiel. — Nach vielen Stunden angestrengten Fußmarsches winkte das Ziel der Wallfahrt im blauen Nebel: die Gnadenkapelle auf dem Kreuzberg. Das erfüllte mit Freude und neuem Mut die Schar, wie es gewiß einst jene frommen Pilger des alttestamentischen Gottesvolkes die Seele jubelnd bewegte, wenn sie den heiligen Berg und die heilige Stadt nach langer, müheseliger Pilgerfahrt schauen durften: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt."

Am Abend war in der hereinbrechenden Dunkelheit der Lichtergang zum Berg hinauf. Das war ein Leuchten und Flackern, ein Singen und Beten zum nächtlichen Abendhimmel. Von weitem sah es wohl aus wie Glühwürmchen in der Juninacht, so flackerten die Kerzen und zogen den Berg hinan, während kleine Pilgergruppen, nach Dörfern geordnet, noch ihren Kreuzweg beteten, die Stationen entlang, die zum Berg empor führten.

—0—

Wie sinnvoll haben unsere Väter den Kreuzweg zur Höhe, den Berg hinauf geführt. Immer höher steigen die Stationen hinan. Von Bild zu Bild begleiten die Pilger den Herrn in seinem Leiden und Sterben, bis zur Höhe des Leidensweges, bis zum letzten Leiden und Ueberwinden. Und andachtsvoll ergreift das Singen und Summen vieltöniger Gebete die Herzen in dieser Abendstunde, da die Pilger den bittern Todesgang des Herrn Jesu Christi begleiten, seinen blutigen Weg zur Höhe hin.

Vor jedem Bildstein brannten an diesem Abend Kerzen und Wachsstücke. Und die Pilger, im Kreuzweg des Herrn ihr eigenes Kreuzschicksal erkennend, begleiteten den Herrn. Bis zum letzten Kampf und bis zur letzten Liebe, um morgen mit ihm Kreuz-Erhöhung zu feiern. — Bis tief in die Nacht hinein flackerten die Kerzen geheimnisvoll auf den Hängen des Berges. Kerzen wanderten hin und her. Bis das Mitternachtsdunkel über die Betenden fiel und unten im Dorf, in der Kirche und im Klösterchen noch immer die Beichtstühle umlagert waren von den Wallfahrern, die Hilfe, Trost und Befreiung suchten, um das Kreuz des Lebens mit neuem Mut tragen zu können.

Andere knieten bis in die Nacht hinein vor dem Altar der Gnade, im gedämpften Licht vor dem Bild Un-

ſerer Lieben Frau von der Immerwährenden Hilfe in der Klosterkirche, in der Kapelle mit den Täfelchen voll einfältiger Geständnisse.

—0—

Wenn der Morgen aufging und die Sonne strahlend über dem Kreuzberg leuchtete, gab es einen wundersamen Wallfahrtstag. Da war schon in der Frühe alles am Berg, Tal und Hang voller Menschen. Zweimal ging in den Morgenstunden der feierliche Zug zum Berg hinan. Der erste in der Frühe, der das Kleinod, das Kreuzpartikelchen zur Wallfahrtkirche brachte, wo es den frommen Pilgern ehrfürchtig zum Kusse gereicht wurde. Die zweite große Prozession mit dem Heiligen Sakrament im bunten Farbengewimmel der seidenen und samtenen Fahnen, umgeben von Gesang, Schellengeklingel und süßen Weihrauchwölkchen.

Hoch oben, allen Volksscharen sichtbar, wurde auf der Terrasse vor der Kirche das heilige Opfer dargebracht. Und das Lob- und Preislied des Kreuzes: „O du hochheilig Kreuze", erfüllte in dieser Stunde mit Allgewalt die Seelen und Herzen aller. Dieses wundersame, uralt-heilige Lied der Väter, das durch vier, fünf Jahrhunderte zu uns herüber tönt, in Wort und Weise von wunderbarer, kräftiger Wirkung: wie die Melodie erst leise anhebt, dann stärker anschwillt, dan wieder sinkt und verschwebt, um aufs neue mit voller Kraft anzuschwellen und abermals zu sinken: es ist, als ob man aus tiefer Ferne die Meereswogen hörte!

Von der hohen Kanzel aber erscholl die Kreuzespredigt, die alle Jahre ein Mönch hielt, ein Jünger des großen heiligen Franz, mit lauter Stimme und Gotteskraft, die Predigt von Kreuz und Leid und Sieg. Drunten lauschten die Pilgerscharen, die wie eine große Mauer weit im Halbkreis standen. Und wie dürres Erdreich den langersehnten Regen, so sogen die Seelen der Menschen die Worte der Kreuzespredigt ein, die ihnen Kraft und Mut zu neuem Leben gab. Da standen sie alle im Kreis umher, die stillen Wallfahrer mit ihrer Not, mit ihrer Hoffnung, alle so erschüttert und beglückt und aufgerichtet zugleich. Männer der Arbeit und Frauen und Mütter mit müden welken Gesichtern, mit den zahllosen Faltenzügen, von Arbeit, Sorge, Kümmernis und Leid gemartert, von großen Sorgen und schweren Anliegen vor der Zeit alt und grau geworden. Und alles, alles schlossen sie in dieser Stunde der Gnade in ihr Gebet ein: alle Schmerzen und Hoffnungen, alle ungestillten Wünsche und Sehnsüchte.

—0—

Wenn der Segen über alles Land hin erteilt war, zerstreuten sich die Scharen. Und weit in die Landschaft ging nun wohl der Blick vom heiligen Berge aus. Die ganze Heimat umfassend, das Dorf und Vaterhaus begierig mit dem Blick erspähend. Ganz in der Ferne bei klarem Wetter wurde die alte Bischofsstadt mit dem Dom und der goldenen Kuppel sichtbar, die bei hellem Sonnenschein in märchenhaftem Glanz schimmerte.—

Mittags nach dem Segen wallten die Scharen heimwärts. Vorn zogen wieder Kreuz und Fahnen durch das Tal. Abschied von Wallfahrt und Kreuz-Erhöhung. Zurück in die Alltäglichkeit, Mühe und Sorge der Arbeit! Aber das Kreuz soll sichtbar bleiben über allem: das Zeichen der Hoffnung und des Sieges, die Quelle der Kraft und immer neuen Lebensmutes.

Bernhard Bargmann.

Wer Golgatha malen will, muß die Stationen bis zum Kreuz nicht wie die Wallfahrer auf den Knien gehen, sondern unterm schweren Kreuz wie der verspottete, gegeißelte Herr im brennenden Wundschmerz — Das Göttliche schenkt sich den Wahrhaftigen und Harten.

Nicht nur die Gezeichneten geißeln den Herrn.

Wie sich kein Atemzug, der getan ist, noch einmal tun läßt, so ist auch ein Werk, das geschaffen ist, nicht zu wiederholen.



Hoch steht das Kreuz.



Ave Maria! Meer und Himmel ruh'n, von fernem Turme hallt der Glocke Ton. Ave Maria! Laßt vom ird'schen Tun, zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn! Des Himmels Scharen selber knien nun mit Lilienstäben vor des Vaters Thron und durch Rosenwolken weh'n die Lieder der sel'gen Geister feierlich hernieder. O heil'ge Andacht, welche jedes Herz mit leisen Schauern wunderbar durchdringt! O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts auf des Gebetes weißem Fittich schwingt! In milde Tränen löst sich da der Schmerz, indes der Freude Jubel sanfter klingt. Ave Maria! Wenn die Glocke tönet, so lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Die Perle

Es sagt Herr Johannes ernst: „Es ging unter den alten Perlensuchern eine Sage: nur dem Herzensreinen erschlösse sich die Perle."

Und als sie das Brückchen, das nur aus einem festen, breiten Balken besteht, überquert haben, setzt sich Herr Johannes mit seinen Studenten — das Jerritje lagert kleinlaut im Schatten einer riesigen Tanne — dort, wo der Jägersief aus der Bergmulde herniederplappert, ins weiche, kühle Gras und beginnt, sein Jerritje fest im Auge behaltend:

„Vor vielen, vielen Jahren hauste hier oben auf dem Heistert, der damals noch keine kahle, unfruchtbare Heide war, sondern ein stattliches Ackergut, wie der Name sagt, von mächtigen Buchen beschattet, der Knies-Könert, ein gewaltiger Schaffer, aber ein abscheulich gieriger Geizhals. Knies-Könert, Knauser Konrad, ja, das war für den hageren, hünenhaften Alten der richtige Name. Jeden Stüber drehte er dreimal um, jeden Taler drückte er ans Herz wie eine Mutter ihr Kindchen und verbarg ihn dann seufzend und zitternd im Geheimfach seines riesigen, reich geschnitzten, aber nur mit Stroh gefüllten Bettes. Vielleicht finden sie ihn doch, die Diebe, die Mörder, die Brandstifter, von denen er jede Nacht träumte, in Angst und Schweiß sich wälzend? Keinen Bissen gönnte er seinen Knechten. Schuften mußten sie wie das Vieh. Auf Acker und Weide, in Wald und Venn. Dafür schob er ihnen knurrend zu Lichtmeß ihre wohlgezählten Taler hin. Frühe und lange Witwerschaft hatte ihn noch härter gemacht. In jener wilden Sturmesnacht, als ein schönes junges Weib ihm zu ihrem grausamen Verderben das Knäbchen gebar, das Könerche, das die arme Mutter jählings das Leben kostete, war seine ohnehin karge Liebe zu Asche erloschen.. Das Könertche ließ er aufwachsen wie ein Füllen auf der Weide, wie eine Kiefer im Venn. Haßte er unnäturlich gar das blondlockige, sonnige Knäblein, das der Dorothea, der sanften Mutter, so glich? Dachte er an ihren jähen, grausen Tod, dessen unschuldige Ursach' das Kindchen war? Jedenfalls schien er dem lustigen Bübchen, das der Abgott der Knechte und Mägde war, wenig geneigt. Nie nahm er's, wie andere Witwer, die nur dies eine als liebe Erinnerung haben, zum Reiten oder Bartzausen aufs Knie. Nie griff er's bei der rauhen Hand, dem Sohn und Erben den Reichtum der Aecker, Weiden und Wälder zu zeigen. Ja, er schien wider die Vaternatur den Anblick des Knäbchens zu meiden. Die Großmagd, ein derbes, verschlossenes Frauenzimmer, fuhr er grob an, wenn sie dem Bübchen, was ihr gar seltsam anstand, zärtlich tat:

„Das Geschleck' und Geleck könnt ihr Weiber nun mal nicht lassen!" Und schnitt sie ihm beim Mittagtisch etwa eine besonders magere Schnitte Speck ab, riß er ihr"s Messer rauh aus der Faust: „Was verwöhnst du mir den Bengel!" Dem Großknecht, der schaffte wie ein Ochs, drohte er zur nächsten Lichtmeß zu kündigen, wenn er ihm noch einmal Pfeifen mit dem Messer klopfe oder aus der schlanken Weide Pfeil und Bogen mache: „Arbeiten soll er lernen, nicht Firlefanz treiben!" Drum tat allen das drollige, zutrauliche Knäbchen von Herzen leid, daß sie ihm heimlich zusteckten, was sie ihm nicht offen geben konnten: Die ersten Nüsse vom Haselstrauch, die ersten Rabauen vom Apfelbaum, die ersten Narzissen an der Bieley, die ersten Maiglöckchen aus dem Schalmtal. Und war die Großmagd, die sonst so grob wie'n Fuhrmann war, mit ihrem Könertchen allein, so drückte sie ihn plötzlich mit aller Gewalt an sich und heulte von Herzen. Dabei horchte sie scharf, ob nicht der Bauer sie überrasche. Auch das Knäbchen, das sich die rauhe Liebe der Magd in aller Unschuld gefallen ließ, spitzte die Ohren wie ein Luchs. So sehr fürchteten sie ihn."

„Das gibt's nicht!" knurrt das Jerritje unter seiner Tanne hervor.

„Nun ging aber das Gerücht, daß Knies-Könert einer der heimlichen Perlensucher sei, die in hellen Nächten das klare Bächlein nach seltenen Muscheln und diese hinwiederum nach den noch selteneren, kostbaren Perlen gierig durchsuchten. Zwar nur mit Lebensgefahr ging das an. Wachte doch der kurpfälzische Amtmann durch seine Späher eifersüchtig darüber, daß nicht das kurfürstliche Recht des Perlenfischen durch Unbefugte verletzt würde. „Was braucht das Bauernweib Perlen um seinen ungewaschenen Hals!" höhnte der Hochmütige, „wen ihr erwischt, an den Galgen!" Und im Angesicht der Bieley, dort wo die uralte Trierische Straße sicherlich vorüberführte, ließ er in einer Krümmung der Schwalm, die als die beste Fundstätte der Perlen galt, einen mächtigen Damm aufwerfen und einen noch mächtigeren Galgen errichten. Und er hielt Wort, der Wüterich. Ein armes Bäuerchen aus dem Spanischen, das die überall im Jülicher Amt angeschlagenen Edikte des tyrannischen Satrapen nicht lesen kunnt', mußte dran. Vorher aber mußte es sich noch mit einer ungeheuren Portion Muscheln den Magen übernehmen. Erst dann durft's auf die Leiter, o Scham!

Ein gewaltiger Schrecken ging durch das Land.

Von den Kalterscheidern wagte keiner mehr zu fischen.

Wie Bluthunde lagen die kurpfälzischen Förster auf der Lauer. Galt's doch, des allergnädigsten Kurfürsten Karl Theodor erlauchter und jungfräulicher Braut eine Schnur der schönsten Perlen als Brautgabe zu verehren. „Ihr schafft sie oder geht!" Darüber ließ die Düsseldorfer Regierung den Amtmann nicht im Unklaren. Und darum bot der Erschreckte alles auf, dem er trauen konnte, die Boten und Weibel, die Flurschützen, die Förster, ja die Invaliden vom kurpfälzischen Schloß: Einen Taler dem Glücklichen, der eine Perle findet!

Nur die Bauern von Kalterscheid, Höfen und Alzen ließ er bei Leibesstrafe nicht heran, obschon sie des Fischens Kundigste gewesen wären: Wie leicht verschluckt solch ein

Bauernlümmel eine Perle, um sie nachher der Natur sorglich abzugewinnen.

Dem Frechen, der sich an den Bach heranwagt, die Kugel! Dem Verbrecher, der auf der Suche ertappt wird, der Galgen!

Ihr aber, faules Volk, schafft mir die Perlen oder der Bakel blüht eurem Buckel! Die Schnur muß ich schaffen, oder ich bin verloren!"

Das Jerritje muß nun doch wohl dran glauben: Erstens ist die Schnur noch im Münchener Museum, und zweitens kann sich das alles doch keiner aus den fünf Fingern saugen!

Offenen Mundes starrt's den Erzähler an.

„Und die Flurschützen und Förster, die Boten und Weibel fingen von der Mündung der Schwalm, von Dreistegen an, das klare Wasser nach Muscheln zu durchwühlen. Denn je tiefer der Bach, um so leichter findet sich die Schale. Selbst die Invaliden humpelten in die Flut. Und sie lugten in die Löcher und sie griffen unter die Steine, sie ließen die zahlreichen Teiche ab.

Ja, Muscheln fanden sie wohl in Fülle, aber keine Perlen! Unter Tausenden findet sich manchmal keine einzige.

(Das gilt dem ungläubigen Thomas dort unter der Tanne.)

Die Bauern aber grinsten schadenfroh: Ei, so leicht ist das nicht, Herr Amtmann! Und wenn Ihr mit Eurem Galgen droht!

Ernst sahen sie einander an: Nur dem Herzensreinen erschließt sich die Perle. So kamen die Perlensucher bis zur Höfener Mühle und ob sie auch das Oberste zu unterst kehrten, sie suchten umsonst."

Herr Johannes durchbohrt das Jerritje mit strengem Blick:

„Die Sage erwies sich wiederum als wahr: Nur dem Herzensreinen erschleßt sich die Perle!

Am meisten aber hohnlachte der Heistert-Bauer: „Ach was! herzensrein! laßt doch das Weibergeschwätz! Suchen können sie nicht! Was braucht das Fürstenweib Perlen um seinen vollgefressenen Hals!"

Der Großknecht stieß die Magd an: „Das müßte man dem Amtmann hintertragen!"

Die aber spie aus: „Pfui Teufel! Du Judas!"

Der Knies-Könert trieb's in seinem Geiz nämlich schlimmer denn je, plagte Mensch und Vieh bis aufs Blut, da sich der Sommer naß und kalt anließ.

Scheu lief ihm sein Knäblein aus dem Weg.

„Man sollte sagen, es sei nicht sein eigenes!" zischelte die böse Zunge der Viehmagd.

„Willst du schweigen!" schrie da der Großknecht, „willst du die Reinheit der Frau besudeln, du Kröte!"

Nachts wälzte sich Knies-Könert wie im Fieber auf seinem Stroh: Wenn man sich heranschliche? Er, der jedes seichte und tiefe Wasser im Bache kennt, würde schon Perlen finden! Und man würde sie schon an den rechten Mann bringen, die Perlen. Für einen däftigen Preis. Dann brauchte man nicht mehr aufs Wetter zu lauern. Dann wäre man über die Mißernte hinaus . . .

Schlaflos wälzte er sich auf die andere Seite: Sie können doch nicht von Elsenborn bis Dreistegen jede Elle weit einen Späher aufstellen . .

Er raschelte auf im Stroh: Mondhell mußte es sein . . . Einen Sack da hinein die Muscheln . . hier in der Kammer machte man sie dann auf . . .

Dann war er mit einem Satz aus dem Bett, stürzt zum Fenster der Kammer: Ein Vollmond, so rund und hell wie die Sonne!

Im Dunkeln riß er die Kleider vom Haken, ritch, in die Hose! ratsch, in den Kittel! Den Pufant um den Hals! Die Klappen der Kappe herab!

So erkennt dich keiner!

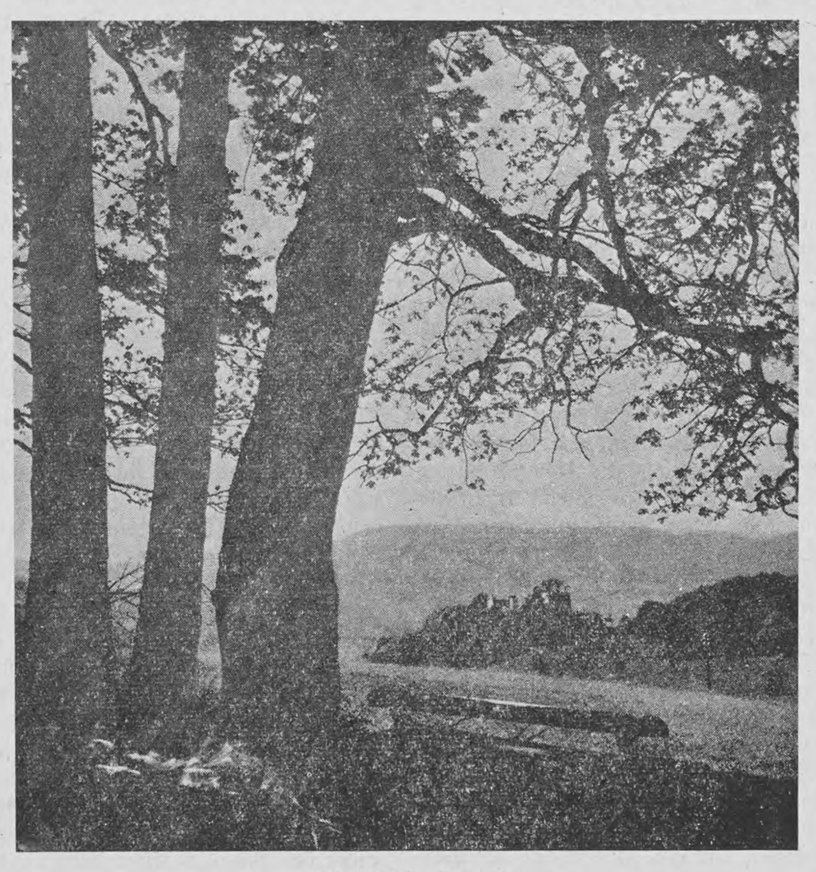
Gierig griffen seine Hände, blitzten seine Augen. Weibergeschwätz! ich finde sie schon, die Perlen!

Er hielt die Schuhe in der Hand, daß die Treppe nicht krache.

Verrückt! mit Gewalt zogs ihn in die Kammer seines Knaben. Da lag er im Vollmondschein, rosig vom Schlaf, lächelnd im Traum. So unschuldig, so herzensrein!

In der Scheune band er sich den Sack vor.

Wie ein Wilddieb schlich er durch



Die stille Bank.

den Krüppelwald der Hohen Mark im weiten Bogen zur Schwalm. Mehr denn einmal hatte er ja auch wider das Gesetz den Jäger gespielt.

An der Vieley ist die beste Stelle, tief, klar und sandig. Ha, Tölpel, der Könert wird euch zeigen, wie man Perlen fängt!

Am Galgen lauert gewiß keiner. Wer sollte da zu wildern wagen! Ich, der Bauer vom Heistert, ihr Fürstenknechte!

Er kicherte, indem er unhörbar durchs Dickicht den Hang ins Tal hinabschlich, leise vor sich hin: ‚Sollst Perlen haben, Prinzeßchen! Kleine, pechschwarze um dein schwanenweißes Hälschen! Aber zahlen mußt du dem Bauer; ob's der Schranze macht, ob's der Jude macht, ist mir gleich! Für jede Perle zehn Reichstaler voll und bar!"

Nun war er im Tal, das bleich und blank im Mondschein lag.

Düster dräute die Vieley herüber. Wie das verwitterte Haupt einer Hexe warnt sie: Knies-Könert, sieh' dich vor! Schon manches Forellchen biß in den Köder.

Ammenmärchen! auf dem Galgendamm ist's still und leer.

Vorichtig um sich lugend, stahl sich der Perlengierige durch die nachtfeuchten Wiesen an den Damm heran. Er bückte sich, er machte sich klein. Gott sei Dank! Keine Sterbensseele weit und breit.

Schaurig ragte der Galgen, an dem noch wie eine Vogelscheuche das elende Bäuerchen aus dem Spanischen hing.

Ach, was kümmert mich der Tölpel! Hätte aufpassen sollen!

Nach allen Seiten spähend, rutschte Knies-Könert ins tiefe, klare Wasser. Nur nicht trübe machen!

Ha, da sind ja schon Muscheln, Muscheln!

Hinein in den Sack!

Und da! Und da!

Hei, das gibt sicher Perlen!

Und die Perlen bringen Taler! Taler!

In seiner Gier, als er sich übers Wasser neigte, den Arm hineinstreckte, die kostbaren Muscheln zu fassen, merkte er nicht wie hinter der Vieley hervor ein, zwei drei mit Knüppeln bewaffnete Späher immer näher und näher schlichen . . .

So! die hätten wir!

Halt! Da hatte ihn die Hand des Häschers am Kragen!

Wie ein Wilder wehrte er sich im Wasser.

Sie schlugen ihn mit ihren Knüppeln nieder, banden ihn, warfen ihn auf den Galgendamm wie einen Sack.

Zähneknirschend krümmte er sich am Boden.

Ei, der Bauer vom Heistert! spie ihm der eine ins Gesicht.

Wohl bekomm's! Knies-Könert! stieß ihn der zweite mit dem Fuß.

Wirst bald baumeln wie der da! der dritte riß ihn mit roher Faust zum Galgen hin.

Dann ließen die beiden Ersten ihn liegen wie ein Schwein.

Wirst schon nicht fortlaufen! höhnten sie, morgen früh geht's auf die Leiter!

Mit dem Knüppel in der Hand hielt der dritte bei dem Stöhnenden Wache.

Und der Amtmann kam in aller Herrgottsfrühe und machte kurzen Prozeß: An den Galgen!

Der Pfarrer ward gerufen. Volk strömte herbei, den Knies-Könert sterben zu sehen.

Das Bäuerchen hatte man schon unterm Galgen verscharrt.

Schon lehnte die Leiter am Holz. Schon schnürte der Henker die Schlinge . . .

Vergebens sprach der Pfarrer der Malefizperson zu.

„Der Herzensreine! der Herzensreine!" murmelte er und schüttelte den grauen Schopf. Blickte verstört um sich, als ob er etwas suche.

„Was sucht Ihr, Bauer?" flüsterte der Großknecht, der in der ersten dichten Reihe der Zuschauer stand. Nun tat er ihm doch leid, der Knauser. Und schließlich! was hatte er denn Schlimmes getan? Gehörten denn die Muscheln nicht jedermann? Und somit auch die Perlen?

„Zurück, Bauernpack!" herrschte der Amtmann, und die Knüppelhäscher drängten das murrende Volk zurück.

Da durchfuhr von Heistert her auf einmal ein schriller Schrei die Todesstille.

Und sieh! — aller Augen wandten sich — da rannte durch die Heide die Großmagd herab.

Schaut, das Könertchen, das Knäbchen des Delinquenten, hielt sie bei der Hand.

„Halt! Halt!!" so scholl immer wieder der jähe Schrei.

„Vorwärts!" knirschte der Amtmann.

Der Bauer vom Heistert, der sich dann und wann auch vor ihm ein Wörtchen erlaubte, war ihm verhaßt.

Nun wollte er's ihm am Galgen heimzahlen.

„Halt, halt, halt!!!" schrie die Großmagd und sprang mit dem Knäbchen wie ein Reh.

Nun waren sie unten am Bach. Nun rannten sie über das Brückchen. Nun liefen sie durch die Wiesen . . .

„Um Jesu Christi willen, wartet!" flehte der Pfarrer, als die Häscher den Heistertbauern vor die Leiter stießen.

Wie die Häschen, die unbarmherzig die Hunde hetzten, so liefen die beiden, Magd und Kind.

„Haltet ein!" knurrte das Volk und machte im voraus Platz.

„Was soll die Comedia?" fluchte der Amtmann.

Sonne

Sonne, göttlicher Funke,
Leuchte du immer mir!
Weltumdonnert prunke,
Funke, dem Schöpfer zur Zier!
Senke die segnende Sonne
Tief in mein brausendes Blut.
Daß noch verschleierte Monde
Glosten in deiner Glut!
Fülle mein Herz mit Feuer
Fach es zum Opferbrand!
Sei ihm fürder ein treuer
Führer durch Erdenland!
Laß' es in Flammen lieben
Sehnsucht, Leben und Leid,
Mögen Schlacken zerstieben,
Gnade loht über der Zeit.

Ein falsches Herz erlangt nie Glück. Wer sich mit seiner Zunge windet, der stürzt ins Unglück. Bibel

Heiterer Sinn

von Jakob Friedli.

Ein heitrer Sinn ist wie die Sonne,
die strahlend an dem Himmel lacht;
sinkt sie, die Licht und Leben spendet,
dann wird es auf der Erde Nacht.
Und geht sie auf in neuer Wonne—
wird jubelfroher, junger Tag.
Was schwer und leer — sich selig wendet,
was trüb und müd am Boden lag.

Drum öffne dich der lieben Sonne,
trink dich in ihrem Lichte satt,
daß dann dein Herz auch in den Proben
ein stilles, frohes Singen hat;
ein Quellen aus verborgnem Bronne
und Freude in dem Angesicht,
den Blick zur Sonne hell erhoben
und heitrer Sinn und Zuversicht.

Der Pfarrer bat mit aufgehobenen Händen: „O laßt ihn doch vor dem Ende sein Söhnchen sehen!"

„Zurück!" kurz riß des Amtmanns Befehl die Häscher zurück.

Höhnisch lauerte auf dem Querbalken des Galgens rittlings der Henker: Galgenaas, du entgehst mir nicht!

Unbeschreiblich der Anblick des Delinquenten. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Weit offen stand des Graubartes Mund. Die Hände zerrten in den Stricken.

Und dann schrie er mit übermenschlicher Kraft: „Der Herzensreine! der Herzensreine!"

Da schoß auch schon die Großmagd mit dem Könertchen in den Kreis.

Ohne Angst legte das unschuldige Kind um den Nacken des Gefesselten die Aermchen.

Da ward manches Auge feucht.

Die Großmagd aber stand wie Judith vor dem Tyrannen.

Und sie, die sonst nur grobe Wort wie der Vennbach die Wacken wälzte, fand vor dem Finstern gleich den richtigen Entscheid: „Eine uralte Sage lehrt uns: Nur dem Herzensreinen erschließt sich die Perle!"

„Weibermärchen!" möchte der Amtmann knurren, wagte aber vor der Entschlossenen kein Wort.

Sanft legte die Magd die rauhe Hand auf des Knäbchens Schulter: „Seht das unschuldige, herzensreine Kind, o Herr!"

Scharf sah sie dem Amtmann in die finsteren Augen: „Schenkt Ihr ihm das Leben, wenn der Sohn die Perlen findet!"

Beifall murmelte das Volk.

Der Amtmann konnte diesen durchbohrenden Augen nicht ausweichen. Auch trieb ihn die Gier.

„Es sei!" knurrte er.

„Komm, Könertche, komm!" lockte die Magd.

Und sieh! da schritt das Knäbchen furchtlos ins Wasser.

Alles Volk drängte zum Bach, reckte weit die Hälse.

„Herzensreiner!" schluchste der Vater in sich hinein.

Finster stand der Amtmann, doch des Kommenden gewärtig.

Lauernd starrten Henker und Häscher.

Bis an den Leib sank das Knäbchen ins Wasser.

Und lächelte furchtlos, unschuldig, herzensrein.

Dann griff es mit beiden Hnäden in die Flut.

Und sieh! und sieh! immer neue Muscheln hob es heraus.

Lächelnd reichte es sie der Magd.

Die legte sie dem Amtmann vor die Füße.

Immer wieder.

Immer wieder.

„Eine Perle!" rief der Amtmann, als das erste Paar der Schalen sich löste.

Da rutschte Knies-Könert auf die Knie, hob hoch die gefesselten Hände.

„Betet, Bauer, betet!" mahnte der Pfarrer.

„Und wieder eine!" rief der erste der Häscher wie der Ausrufer auf dem Markt, als er die zweite Muschel öffnete.

„Und hier ist die dritte, Herr!" stammelte der zweite, eine dicke, funkelnde Perle auf der groben Hand.

„Ein Wunder! ein Wunder!" schrie das das Volk, „Gnade, Gnade!"

Da sah der Heisterbauer glückselig gen Himmel auf, und aus den düstern Augen, die auch bei Dorotheens Tode nicht geweint hatten, strömten, wie der Sief im Frühjahr aus den Waldschluchten, die Tränen.

„Zwei prächtige Perlen in einer Muschel!" der dritte der Häscher konnte sich wie der Billige Jakob nicht genug tun.

„Man löse dem Delinquenten die Stricke!" befahl der Amtmann.

Knies-Könert sprang auf die Füße und weinte, weinte wie ein Kind.

„Wartet, Herr!" lachte die Großmagd vom Bache her, „das Könertche will Euch die Perlenschnur vollmachen!"

„Haut den Galgen nieder!" kommandierte der Amtmann.

Das besorgte mit den Häschern gründlich das Volk.

Nur der Henker schlich knurrend beiseite, wie der Hund, den man vom Fraß gescheucht.

„Genug?" lachte das unschuldige Knäbchen.

Da lief der Vater hinzu und hob's aus dem Wasser weinend ans Herz.

„Ja," schließt Herr Johannes und sieht sich sein Jerritje an: „Nur dem Herzensreinen erschließt sich die Perle!"

Hilfe fuer Deutchland



Not

Die Rufe von drüben nach Brot werden immer klagender, immer hoffnungsloser. Seitdem der Marienbote nun nach Deutschland geht, wenden sich immer mehr hungernde Menschen an uns mit dem Ruf um Hilfe. Wir haben keinen Pfennig mehr in unserer Hilfskasse für Deutschland. Alles wurde für Pakete verbraucht, die nach Deutschland gingen.

Heute möchten wir unseren Lesern einen Vorschlag machen. Wer möchte einen der vielen Hungernden, die uns schreiben, übernehmen, um ihn regelmäßig, so ungefähr jeden Monat einmal, mit einem zehn-Doller Paket zu versorgen? Wir sind gern bereit, jedem, der uns darum bittet, Adressen wirklich in allergrößter Not lebender Menschen Deutschlands zuzuschicken.

Vergessen wir nicht, unsere Sammlung weiter zu unterstützen. Durch dieses Hilfswerk — so wie auch durch die Sammlung, die wir voriges Jahr für die deutschen Kriegsgefangenen hier in Canada machten — leistet der Marienbote im Namen der deutschsprechenden Katholiken Canadas eine seiner allerschönsten Pressearbeiten: Er verbreitet die praktische Liebe Gottes unserer Katholiken unter den Verhungernden. Dieser Arbeit allein schon wegen ist unser Blatt es wert, vollste Unterstützung seiner Leser zu finden. Es ist Eure Gottes- und Nächstenliebe, ihr Leser, die der Marienbote da verbreitet, und der Segen der Erschöpften für jede Gabe, die da irgendwo in Deutschland die Qual des Hungers fortnimmt, kommt auf Euch zurück.

Wir suchen alles mit dem Auge Gottes zu betrachten. Gott hat in der Heiligen Schrift gesagt, daß einen strengen Richter finden wird, wer seinem hungernden Bruder nicht hilft.

Sind wir verpflichtet zu helfen? Oder dürfen wir sagen: Wenn ich in Not bin, hilft mir auch niemand?

Das Brot, das auf unseren Feldern wächst, ist Gottes Gabe an den Menschen. Wohl ist der Bauer Eigentümer seiner Felder, seiner Saaten und seiner Ernten. Und doch darf er nicht sagen: „Das Brot meiner Felder ist mein." Es ist nicht sein, es ist Gottes. Gottes Eigentum ist die Keimkraft im Weizenkörnlein, Sein sind die Regen, die Winde und die Wärme- und Lichtstrahlen, die das Weizenkorn zum Wachsen bringen und das Wunder der Brotvermehrung jedes Jahr von neuem schaffen. Dem Menschen ist das Brot nur zur täglichen Speise, der Ueberfluß an Brot aber nur zur Verwaltung gegeben.

Die Verwaltung des Brotes steht nur auf einem einzigen Gesetz: Dem Hunger und dem Hungernden zuallererst und ganz allein!

Dem Hungernden vom eigenen Brot zu geben, ist nicht Liebespflicht: Es ist viel mehr als das, es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit! Jeder wirklich Hungernde darf sich, um sich vor dem Tode des Verhungerns zu schützen, vom Ueberfluß anderer nehmen. Und sein Nehmen ist kein Stehlen: Es ist von Gott eingesetztes Naturgesetz.

Jeder, der Ueberfluß hat, muß dem, der unverschuldeterweise nichts hat und am Verhungern ist, geben. Und sein Geben ist nicht nur Liebe: Es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, deren Paragraphen auch im Richterbuche geschrieben stehen.

Möge Gott uns vor jener sündhaften Eigenliebe bewahren, die den letzten Krieg und den heutigen Hunger in die Welt gebracht hat. Mögen die Heiligen über uns wachen, daß auch wir nicht einmal dieser Unmenschlichkeit wegen von Gott so gestraft werden müßten, wie heute andere unter dieser Strafe leiden. Wir sind nicht besser als jene, die heute hungern. Warum hat Gott uns verschont? Das wissen wir nicht. Wir wissen aber, daß heute unsere Stunde da ist, in der wir unseren guten Willen beweisen können. Wir sind es, durch die der Herr die Not fortnehmen will von den Schultern der Weinenden. Wer-

den wir Gottes Sprache verstehen? Und Sein stummes Erwarten erfüllen?

Helfen wir den Hungernden. Opfer tut weh. Geld fortgeben ist nicht leicht. Hunger aber ist schrecklicher — und durch kleine Opfer retten wir andere und uns selbst vor noch viel grösseren Kreuzen.

Gottes Sprache steht am Himmel der heutigen Weltgeschichte geschrieben. Wer lesen kann, der lese. Behüte uns Gott — auch uns hier in Canada — vor einem neuen Krieg!

Wir haben für Deutschlandshilfe eingenommen:

August-Marienbote	$3,125.13
Stephan Ehmann, Regina, Sask.	5.00
John Stein, Regina, Sask.	5.00
Frau Jos. Berting, St. Gregor, Sask.	1.00
Joh. Dewold, Macklin, Sask.	5.00
Valentin Kambeitz, Sedley, Sask.	10.00
Franziska Uebell, Luseland, Sask.	5.00
Ein Freund, Raymore, Sask.	20.00
Valentin Kambeitz, Sedley, Sask.	10.00
Ein Freund, Goodsoil, Sask.	5.00
Ein Freund, Dunkin, Que.	2.00
Mrs. B. Schatz, Holdfast, Sask.	3.00
	$3,196.13

Gebet

Herr, mach aus mir ein Werkzeug Deines Friedens!
Wo Haß herrscht, laß mich Liebe bringen,
Wo Kränkung, die Vergebung,
Wo Zwietracht, die Versöhnung,
Wo Zweifel, den Glauben,
Wo Verzweiflung, die Hoffnung,
Wo Finsternis, Dein Licht,
Wo Traurigkeit, die Freude!
O Meister! Mehr verlange ich:
zu verstehen, als verstanden zu werden,
zu trösten, als getröstet zu werden;
zu lieben, als geliebt zu werden;
Denn Glauben macht reich,
im Sich-selbst-vergessen liegt der Friede;
im Verzeihen erlangen wir Vergebung,
und Sterben ist ewige Auferstehung.

Nach einem Gebet des hl. Franz von Assisi

Der Donnerstag

Von P. Otto Hophan, Stans

Seit dem Letzten Abendmahl liegt über jedem Donnerstag ein Wölklein Weihrauch und ein Klang' vom Tantum ergo. In der Karwoche trägt dieser Tag den Namen „Hoher Donnerstag". Eine vortreffliche Bezeichnung! Denn der Donnerstag hat wirklich etwas Hohes, Adeliges, Fürstliches an sich. Er ragt aus den übrigen Werktagen heraus wie der ägyptische Joseph aus der Reihe seiner Brüder, oder wie der Apostel Johannes, dieser herrliche Aristokrat des Geistes und des Herzens, aus dem Kreise seiner schlichten Mitapostel. Eben dieser Johannes ist es auch, der dem christlichen Donnerstag den Adelsstand zugeschrieben hat; von den 21 Kapiteln seines Evangeliums widmet er volle fünf dem Hohen Donnerstag. Ja schon des Heidentum hatte dem Donnerstag vor den andern Wochentagen eine erhöhte Stellung zugewiesen. Bei den Römern war dieser Tag dem Jupiter, dem obersten der Götter, geweiht. „Tag des Jupiters" wird der Donnerstag noch heute von romanischen Völkern geheissen, „jeudi" von den Franzosen, „giovedi" von den Italienern. Die Germanen setzten über diesen Tag den Namen ihres Kriegsgottes, des gewaltigen Donar (Donnerstag—Tag des Donars), der polternd und grollend auf rollenden Wagen durch die Himmel stürmt, mit Hämmern hantiert und in uralten, rauschenden Eichen haust.

Das Geheimnis des christlichen Donartages — wie schade, daß wir für diesen erhabenen Tag keinen würdigeren Namen als dieses krakeelenden Kriegsgottes gefunden haben! — ist nun freilich ganz anders; nicht Streit, sondern Stille; nicht Lärm, sondern Liebe, einer Liebe „bis an das Ende", wie Johannes ergriffen schreibt. Denn eben in des Hohen Donnerstag „Nacht, in der der Herr Jesus verraten wurde, nahm Er Brot, dankte, brach es und gab es Seinen Jüngern mit den Worten: ‚Das ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird. Tut dies zu Meinem Andenken!' Ebenso nahm er nach dem Mahle den Kelch und sagte: ‚Dieser Kelch ist der Neue Bund in Meinem Blute. Tut dies, sooft ihr ihn trinkt, zu Meinem Andenken." Die Kirche begeht die Erinnerung an dieses hohe Geheimnis alljährlich am Hohen Donnerstag, den sie darum auf den schönen Titel getauft hat „Coena Domini—Abendmahlstag". Weil jedoch der Hohe Donnerstag bereits vom Karfreitag überschattet ist, wird die festliche Feier, wie sie sich für die Eucharistie, dieses höchste Geschenk des Himmels an die arme Erde, geziemt, auf eine von Trauer ungetrübte Zeit verlegt, auf das Fronleichnamsfest. Bezeichnenderweise wurde aber trotz dieser zeitlichen Verlegung am Donnerstag selber fest gehalten; das Fronleichnamsfest wird immer an einem Donners-

tag gefeiert, am Donnerstag nach der Pfingstoktav. Donnerstag und Eucharistie gehören zusammen, von der Eucharistie empfängt der Donnerstag sein christliches Antlitz und seinen ehrenvollen Vorsitz im Bunde der andern Werktage. Dem christlichen Menschen ist der Donnerstag — coena Domini, Abendmahlstag. Daraus ergeben sich bereits einige Vorschläge für die Gestaltung des Donnerstags.

Wie die Apostel am Hohen Donnerstagabend um den Tisch des Herrn sassen, so sollten auch wir an den Donnerstagen suchen, mit dem heiligen Sakrament irgendwie in Gemeinschaft zu kommen. Unsere Kirchen stehen wie eine ständige Einladung des Herrn, immer, aug an Werktagen, offen. Es wäre eine übersteigerte Forderung, von gehetzten Menschen einen täglichen Kirchenbesuch zu verlangen. Doch viele könnten es wohl einrichten, wenigstens einmal in der Woche das Opfer der heiligen Messe auch an einem Werktag mitzufeiern. Die Messe am Werktag wird mitunter auch in großen Pfarreien nur von einer Handvoll Kindern und einem Grüpplein alter Leutchen besucht, und nicht selten schätzen auch sogenannte „Fromme" ihr Privatandachten höher ein als den Mitvollzug beim heiligen Opfer. Wie sinnvoll wäre es, wenn wir suchten, am Donnerstag, dem Tage der Schenkung der Eucharistie, um den Tisch, vielleicht sogar am Tisch des Herrn zusammenzukommen, Den es an diesem Tage darnach verlangt hat, mit den Seinen Mahl zu halten. Wer am heiligen Opfer am Donnerstag nicht teilnehmen kann oder will — denn selbstverständlich geht es hier nicht um eine Pflicht, sondern um einen schönen Brauch —, der findet sich vielleicht im Laufe des Tages oder am Abend bei der Heimkehr eine kleine Weile beim verborgenen Herrn ein. Wohl ist die geistige Verbindung mit Christus das Wesentliche, für die es weder Kirche noch Tabernakel braucht. Aber eben deswegen schenkte uns der Herr auch eine leibliche Daseinsweise von Sich, damit sich unsere geistige Einigung mit Ihm an Seiner leiblichen Gegenwart immer wieder entzünde. Denn eine allgemeine menschliche Erfahrung zeigt, daß bei langem, dauerndem Entzug der leibliche Gegenwart sich vielfach auch die Einheit des Geistes und des Herzens lockert, löst. Jeder trachte auf seine Weise und nach seiner Möglichkeit, daß am Donnerstag ein Schimmer vom Ewigen Licht auf seine Wege und Werke falle.

Eine zweite Prägung erhält der christliche Donnerstag von der Todesangst unseres Herrn am Oelberg in der Hohen-Donnerstag-Nacht. Im Olivenhain Gethsemani, beim fahlen, vollen Licht des Mondes, in warmer Frühlingsnacht, stöhnte der Herr vor den Schrecken des Karfreitags: „Vater, nimm diesen Kelch von Mir! Doch nicht wie Ich will, sondern wie du willst. Nun geriet Er in Todesangst und betete noch inständiger. Sein Schweiß wurde wie Blutstropfen, die zur Erde rannen."

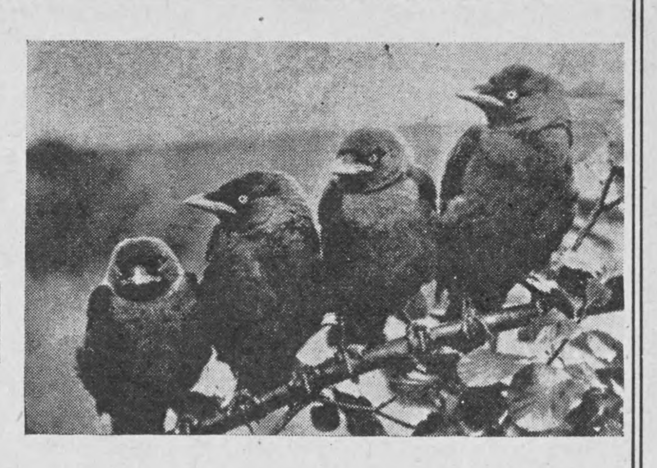
Zum frommen Gedenken an diese furchtbare Not des Herrn wird in vielen katholischen Gegenden am Donnerstag gegen den Abend hin „zur Todesangst Jesu" geläutet. Der Tag ist gewöhnlich um diese Stunde pressiert, er fühlt die Neige und möchte sein Werk noch vollenden. In den Büros rattern die Schreibmaschienen, um die letzten Korrespondenzen zu erledigen; in den Geschäften werden in freundlicher Eile die Kunden bedient; Scharen von Arbeitern gehen auf die Abendzüge; Velos klingen, Autos hupen und vom Ausfluge ihres freien Nachmittags kehren lärmend die Schüler heim. In all diese fröhliche Geschäftigkeit läutet hoch vom Turm die große Glocke, würdig, ruhig, langsam, ob man auf sie achtet oder nicht, sie läutet einfach. Die gleiche Glocke wird diesen Menschen einmal auch zu Grabe läuten. Da hält da und dort einer in seinem emsigen irdischen Hantieren inne, schaut einen Moment versonnen vor sich hin und gedenkt des Herrn am Oelberg, Der Sich in Todesangst auch um seine Seele sorgte. Und er gedenkt weiter jener Stunde, da diese Glocke einmal ihm, ihm allein, gelten wird.

Die große Glocke am Donnerstagabend ist ein mahnender Ruf, auch mitten in der Woche des Lebens, auf der Höhe des irdischen Daseins, nicht zu vergessen, daß einmal unsere Seele von uns gefordert wird, vielleicht noch diese Nacht, vielleicht morgen, vielleicht erst übermorgen, aber einmal sicher, todsicher. In vielen katholischen Familien besteht der schöne Brauch, am Donnerstagabend beim Läuten der großen Glocke oder nachher beim Tisch- oder Nachtgebet der Sterbenden zu gedenken, die eben jetzt ihre Oelbergstunde durchmachen, und auch ein Gebet für sich selber und seine Lieben in jene bange Stunde der Zukunft vorauszusagen, hineinzusagen, damit es uns durch jene Nacht hindurch wie ein kleines helfendes Licht den Weg zum ewigen großen Lichte weise.

Der Donnerstag ist jedoch nicht nur der Gedenktag der Todesangst, sondern auch der Himmelfahrt des Herrn. An einem Donnerstag, vierzig Tage nach Ostern, fuhr der Herr in den Himmel auf, und darum wird dieses glorreiche Fest auch von der Liturgie immer an einem Donnerstag gefeiert. Diese beiden so weit auseinanderliegenden, ja gegensätzlichen Ereignissen im Leben des Herrn begaben sich am gleichen Wochentag, ja am gleichen Ort, beide am Oelberg, beide am Donnerstag. Darin liegt ein tiefer Sinn auch für das christliche Leben. Wir Christen schauen das Sterben nicht isoliert als einsame, furchtbare, fertige Tatsache, wir schauen es zusammen mit der Herrlichkeit, die auch an uns einmal offenbaren soll. Gerade der Tag auf der Höhe der Woche, der Donnerstag, birgt das christliche Doppelgeheimnis, im Kreuz die Krönung, im Tod die Auferstehung, im Diesseits das Jenseits zu erblicken und zu erwirken. Todesangst-Donnerstag — Himmelfahrt-Donnerstag! Diese beiden Donnerstage halten das christliche Leben in jener heilsamen, wundersamen, wohltemperierten Mischung, die uns ernst leben und froh sterben macht.

Hat das Gebet des Herrn noch einen Sinn, das mit der Anrede des Vaters beginnt wenn die Kinder untereinander nicht wissen, daß sie Brüder sind?

Des
Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

(Fortsetzung.)

Herr Markus rieb sich das Kinn. „So", dachte er sich, „das soll im Sinne des kanonischen Gesetzes sein. Hm. Der Bursche soll nur kommen. Wenn er mir recht ist, bringe ich ihn mit Rosa zusammen. Dann gibt es Hochzeit, und wir sind wieder einmal mit Gottes Hilfe eine Sorge los."

Herr Markus freute sich über diesen Brief. Die Denkart seines geistlichen Mitbruders kannte er schon lange. Die überraschte ihn nicht. Dieses Mal wird er aber den Herrn Manuel überraschen. Weiß Gott, das wird er tun. Er wird die Heirat zustande bringen und wird dem jungen Herrn da beweisen, daß das kanonische Gesetz auch noch etwas von der Liebe versteht. Herr Manuel, dieser Paragraphenmensch, sieht selbstverständlich nichts von solchen Sachen. Der sieht nur Kanon Nummer so und so, Punkt a, Punkt b, Punkt c, und so weiter.

Herr Markus schmunzelte. Ihm war es nach dem Brief aus Lissabon doch wohler als er dachte. Auch die Rosageschichte, wie sie sich jetzt entwickeln wollte, brachte ihm viel gute Laune. Auf die Liebe verstand er sich noch. Ja ja. Die Leute meinen, er sei ganz unerfahren darin. Ein Junggeselle, der keine Kinder erzogen, und dazu noch ein Priester, dem die Liebe doch verboten war, was könne der von der Liebe wissen?

Herr Markus fühlte sich aber gerade darin ganz Fachmann. So etwas gab es seiner Ansicht nach ja garnicht, daß die Liebe zwischen Bursch und Mädchen etwas ganz anderes sei als die Liebe zwischen Seele und Gott, zwischen Pfarrer und Gemeinde, zwischen Freund und Freund. Liebe ist Liebe, ganz gleich, wohin sie geht. Sie ist ein großes Gernhaben, das aus tiefster Seele kommt, beglückt und zu allen Opfern für den Geliebten antreibt. Der Liebe hat Herr Markus gewiß nicht entsagt, als er Priester wurde. Er hat nur gelobt, dort halt zu machen, wo die Liebe nach Gottes Gesetzen ins Blut geht und auch der Seele viel Wonne bringt. Eine der allerschönsten irdischen Früchte der Liebe wolle er nicht genießen, um seinem Gott und allen anderen alles sein zu können, das war die ganze Geschichte.

Doch die Liebe? Ihr zu entsagen wäre große Sünde. Herr Manuel brauchte wirklich mehr davon. Und das Volk wird verärgert, wenn der Pfarrer keine Liebe haben würde. Gerade jenes Volk, das da sagt, ein Pfarrer verstände garnichts von diesem Gotteskind. Nein, es gibt eben nur eine Liebe, die zuerst, bei glücklichen Menschen, nach Gott greift und nach Vater und Mutter und Bruder und Schwester. Dann geht sie von Seele zu Seele, und von Blut zu Blut. Von dort ist ihr ewiger Weg zu anderen Menschen hin, zur Heimat, zum Volk, und immer wieder hoch hinauf zu Gott.

Herrn Manuels Brief machte dem Pfarrer wirklich Freude.

Im Städtchen war zur selben Zeit die Freude aber nicht daheim. Die Leute hatten viel zu schwätzen. Der 13. Juli rückte immer näher, und das gab viel Ursache zur Aufregung. In den Zeitungen spottete man. Jose, der ‚freche' Bursch, hatte sich an Regierungsbeamten vergangen, und das versprach nichts Gutes. Die Herren sagten etwas von einer Klage gegen Fatima. Aus den Nachbarortschaften wollte viel Volk am dreizehnten Juli zum Irenental wandern. Das gefiel einigen Bauern nicht, die um ihre Felder und Weiden bangten. Viel Schaden könnte angerichtet werden. Der Pfarrer sagte kein Wort, ermutigte nicht, am dreizehnten hinzugehen, tat aber auch nichts zur Entmutigung. Viele glaubten an die Erscheinungen, andere, die immer schon das Außergewöhnliche mit wahrem Aberglauben umfaßten, kamen in ein wahres Feuer. Pfarrer Markus wurde manchmal mit scharfer Zunge kritisiert. Man war unzufrieden mit seinem Schweigen.

Daneben standen jene Gruppen, die absolut nicht glaubten. Auch sie äußerten sich nicht immer gut des Pfarrherrn Stellungsnahme. Vor den Weibern des Städtchens sagten sie aber nichts mehr. Die waren nämlich fast durchaus für die Erscheinungen und ihre Köpfe

wurden hochrot, wenn jemand auch nur seinen Mund auftat, um dagegen zu sprechen. Das kam daher, weil die Weiber fromm waren und alles aus ganzem Herzen haßten, was von der Regierung gegen Glauben und Kirche unternommen wurde. Viel verstanden sie nicht von der Politik. Es genügte ihnen aber vollständig die Tatsache, daß gegen Kirche und Glauben gekämpft wurde. Ob die heilige Gottesmutter nun wirklich im Irenental war oder nicht, blieb vorläufig unentschieden. Daß Bernardo aber und seine Gruppe, die es doch mit der ungläubigen Regierung hielten, daß diese Leute und ihre Zeitungen gegen die heilige Maria zu sprechen wagten, das war den Weibern zu viel. So begannen sie denn mit großem Eifer, nach ihrer Art den heiligen Glauben zu verteidigen und viel Unfriede kam dadurch ins Städtchen.

Dann war da noch die Geschichte mit der Rosa. Man war wirklich nicht gut auf das Mädchen zu sprechen. So eine Sünde! Die sollte vom Herrn Pfarrer eine große Buße bekommen, wie zum Beispiel beim Hochamt in der Mitte der Kirche mit ausgespannten Aermen knien, oder ein ganzes Jahr lang keine heilige Kommunion empfangen. Von der Kanzel sollte ihr Name aber doch ganz bestimmt genannt werden. Und zwar nicht von einem fremden Priester, wie Herr Manuel, sondern vom eigenen Ortspfarrer.

So eine Sünde! Und gerade jetzt, wo die Kinder die heilige Maria gesehen und gesprochen haben wollten, und wo diese heilige Maria am dreizehnten wiederkommen will!

Die Gläubigen zitterten und beteten eifrig. Die Ungläubigen spotteten. Der Pfarrer aber sprach kein Wort. Er wußte daß man unzufrieden mit ihm war, sein Schweigen jedoch brach er nicht.

Das Volk ist halt immer scharf in Sachen fremder Sünde. Das sind die Gesetze des urewigen Gerechtigkeitssinnes und der angeborenen Adamstat im Menschen, was da in so buntem Gemisch von Gutem und Bösem urteilt. Die vergebende und vergessende Liebe ist eben nicht leicht.

Pfarrer Markus vertraute seine Sorgen inzwischen mit ruhigem Gemüte dem Herrn an. Er war fest überzeugt, daß sich alles eines schönen Tages wieder beruhigen werde. Die Rosageschichte werde er schon auf seine Art und Weise lösen, und die Leute werden mit ihm zufrieden sein. Vorläufig hatte er an Jose zu denken. Jeden Abend machte Herr Markus jetzt einen Spaziergang durch die Felder. Ein kleines Päckchen mit gutbelegten Brotschnitten trug er sorgfältig unter seinem Rock verwahrt. Seine Wirtschafterin hatte ihm ihr ganzes Stillschweigen versprochen, nachdem er sie von seiner guten Absicht überzeugt hatte. Er mußte sehr viel zu ihr reden. Es gelang ihm aber doch, sie auf eine Seite zu bekommen.

Den Landstreicher selbst bekam Herr Markus nie zu Gesicht. Er mußte aber da sein, denn die Butterschnitten waren immer verschwunden, wenn Herr Markus kam.

Eines Nachmittags machte sich der Pfarrer auf den Weg, die Rosa zu besuchen. Es war so eine Art Kundschaftsfahrt, was Herr Markus da unternahm. Er wollte die Rosa einmal auf ihre Liebe zum Ludwig prüfen. Zur Liebe in der Ehe gehören immer zwei. Das wußte der Pfarrer sehr wohl. Diese Liebe mußte halt auf beiden Seiten unbedingt da sein, sonst gibt es kein Hochzeitmachen.

Herr Markus traf Rosa und Rosas Eltern zu Hause an. Das Mädchen schaute mit zornigen Augen auf den eintretenden Priester und verließ sofort das Zimmer. Die Mutter des Mädchens begann zu weinen, der Vater schaute versorgt vor sich hin.

Herr Markus sagte schön „Guten Tag" und setzte sich. Dann wandte er sich an die Mutter:

„Da gibt's nichts zu weinen, Mutter. Wir müssen halt zusehen, daß wir die Sache wieder gut eindrehen. Ich bin nicht hergekommen, weil ich schimpfen will. Ich bin der Pfarrer, das wißt ihr ja. Und der Pfarrer ist fürs Helfen da, nicht fürs Schimpfen."

„Es ist ja so ein Elend mit uns jetz', weinte die Frau, ihre Augen ununterbrochen mit der Schürze wischend.

Rosas Vater setzte sich auf einen Stuhl der in der Ecke stand.

„Dank auch schön, Herr Pfarrer, dank für den Besuch und für das gute Wort."

„Hört, Mutter", wandte der Priester sich wieder an die schluchzende Frau, jetzt müssen wir den Kopf mal oben behalten, damit wir gut denken können, was da zu machen ist. Ich denke, ich habe da schon etwas sehr Gutes. Laßt mich mal mit der Rosa allein sprechen. Ruft sie mir mal rein, oder laßt mich ins andre Zimmer gehen, wo sie ist."

„Gehen Sie nur, Herr Pfarrer, und Gott lohne es Ihnen. Die Rosa muß da drinnen sein."

Rosas Mutter deutete auf eine Tür, auf die der Pfarrer auch gleich zuschritt.

Rosa war da. Sie saß am Fenster und schaute hinaus.

„Rosa, wir wollen einmal ordentlich miteinander reden", grüßte der Priester sie freundlich.

Rosa antwortete nicht. Trotzig starrte sie zum Fenster hinaus.

Herr Markus betrachtete sich das Mädchen. Hübsch war sie, sehr hübsch sogar, das mußte er schon zugeben. Sie war hoch und schlank und garnicht so dunkel wie die meisten Mädchen des Umlandes. Ihr Gesicht war fast weiß. Nicht blaß, aber recht anziehend weiß. Und schönes Haar hatte sie. Dazu noch ein Paar Augen und einen Mund, daß Herr Markus sich wunderte, wie so ein Mädchen nicht an jedem Finger zehn ehrenhafte Liebhaber haben und nach irgendeinem greifen könne, anstatt sich in solch böse Geschichten einzulassen.

„Rosa, du mußt schon mit mir sprechen. Das Trotzen hat wenig Sinn, das hilft dir nichts. Darum mußt du schon etwas freundlicher sein. Sonst kommen wir zu keinem Ende", sagte er dann, immer noch freundlich.

„Was wollen Sie?", fragte das Mädchen kurz.

„Ja, ich wollt dich doch mal fragen, was du von Ludwig denkst, vom Ludwig Foltener, weißt du."

Das Mädchen fuhr herum:

„Was ist mit dem Ludwig?"

„Heiraten möcht er dich, Rosa. Das habe ich aus sicherer Quelle. Kennst du ihn gut?"

Rosa wandte sich wieder dem Fenster zu. Ihr Blick

war dunkel, das merkte Herr Markus sehr wohl. Er meinte aber, so etwas sei doch verständlich in der Lage, in der sich das Mädchen befand. Angenehm konnte ihr diese Unterhaltung gewiß nicht sein.

„Was denkst du also von Ludwig?", fragte er.

„Was ich von Ludwig denke, ist meine Sache. Kein Pfarrer wird sich mehr in meine Angelegenheiten hineinmischen. Ich habe genug von euch", gab das Mädchen fast giftig zurück.

Herr Markus zupfte die Nase. Erst blieb er still. Dann meinte er wieder:

„Ich will ja nur helfen, Rosa. Der Ludwig will dich heiraten. Und wenn du ihn gern hast, dann wird die Sache ja wieder gut. Das Kind will er auch nehmen."

Da sprang Rosa auf, stellte sich mit glühenden Augen und verzerrten Zügen — Herr Markus staunte, daß soviel Schönheit so abstoßend werden kann — vor den Pfarrer und schrie:

„Wenn der Ludwig denkt, er brauche nur zum Pfarrer zu gehen, um mich zu kriegen, dann täuscht er sich. Nichts will ich von ihm wissen, nichts. Und von keinem Pfarrer auch nichts."

Dann eilte sie zur Tür hinaus.

Herr Markus war nicht ganz sicher, er glaubte aber bemerkt zu haben, daß sie weinend hinauslief. Das half seiner Sache aber nicht viel. Wie es bis jetzt aussah, war es mit der Liebe nicht so leicht. Das Hoffen gab Herr Markus jedoch nicht auf. Er kannte die Frauen. Wenn die einmal wütend werden, besonders wenn noch so eine Geschichte auf ihnen lastet wie gerade jetzt auf Rosa, dann braucht's viel Geduld. Und die wollte Herr Markus haben. Darum verließ er noch lange nicht als Besiegter das Haus.

Auf der Straße traf er den kleinen Franz. Er rief den Buben an sich heran und fragte:

„Wie geht's denn, Bub?"

„Ich hab' den Jose gesehen", gab Franz zurück, „er hat mir gesagt, daß Ihr ihm Brot bringt, jeden Tag, und daß ich das nicht verraten darf."

„Halt nur schön deinen Mund, Junge", sprach Herr Markus erschrocken, „das darf niemand wissen. Daß du mir nichts sagst, auch nicht zu Hause. Wo ist er denn, der Jose?"

„Ich weiß nicht, wo er schläft. Er kommt aber jeden Tag und sitzt im Busch. Dann pfeift er, und ich weiß, daß er da ist."

„Meinst du im Busch neben dem Weg, wo ihre eure Schafe hütet?"

„Ja", sagte Franz, „jeden Tag kommt er und spricht mit uns. Er hat gesagt, wir dürfen ihn nicht verraten, weil der Pedro ihn fangen und einsperren will. Wir werden auch nichts sagen, wahrhaftig nichts, Herr Pfarrer. Und wir haben dem Jose auch Brot gegeben."

Pfarrer Markus hätte den Buben jetzt sehr gern über die Erscheinungen ausgefragt. Aber er wollte es lieber nicht tun. Er wollte sich vollständig fernhalten. Darum erwähnte er die Erscheinungen auch mit keinem Worte. Er fragte nur:

„Bist du auch immer brav, und betest du auch fleissig den Rosenkranz?"

„Jeden Tag zweimal, Herr Pfarrer", antwortete Franz eifrig, „einmal zu Hause, und einmal am Eichbäumchen, wo die heilige Maria war. Die hat uns gesagt, wir sollen den Rosenkranz beten. Und der Jose hat gesagt, daß ich ganz gut sein muß, damit ich die heilige Maria auch sprechen höre."

„Was hat der Jose gesagt? Damit du die heilige Maria auch sprechen hörst?"

Jetzt war Herr Markus doch in die Erscheinungsgeschichte hineingeraten. Was der Bub da meinte, das wollte er absolut wissen.

So ließ er sich denn von Franz alles erzählen.

Das hatte Pfarrer Markus noch nicht gewußt. Die Erscheinung soll also zweimal mit den Kindern geredet haben, und zwar so, daß nur die Mädchen sie hörten, und Franz nichts. Und Jose meinte, daß sei eine Strafe für Franzens Unarten gewesen.

Herr Markus schickte den Buben fort und ging nachdenkend weiter. Eines schien ihm sicher zu werden: Die Sache kommt gewiß nicht vom Teufel. Höchstens, daß Satan, der ewige Widersacher Gottes, noch viel schlimmer und hinterlistiger sei, als Pfarrer Markus es sich bis jetzt gedacht. Normal genommen, spekulierte er, predigt der Teufel das Gute nicht. Hier aber zeigt sich doch eine Aneiferung zur Tugend. Und das kommt gewöhnlich nicht vom Bösen.

„Kindliche Einbildung muß es sein", sagte er sich, und blieb nachsinnend mitten auf dem Wege stehen. Plötzlich aber richtete er sich auf:

„Das geht mich nichts an. Ich soll mich raushalten. Und das tu ich. Das spart mir viel Aerger", entschloß er sich, und bog in die Seitenstraße ein.

Dort wohnte Pedro, der Ortspolizist. Pedro war ein gutmütiger Bursch, reif an Alter und von echter Frömmigkeit. Er hatte sich bis jetzt immer an seinen Priester gehalten. Da wird er wohl auch jetzt folgen, wenn Pfarrer Markus mit ihm über Jose spricht.

Pedro war in seinem Garten. Er schwitzte mächtig bei seiner Arbeit, denn es war heiß. Als er den Priester sah, rückte er seinen weiten Strohhut zum Hinterkopf zurück und grinste über sein ganzes Gesicht.

„Schlimm heute, Herr Pfarrer", rief er dem Geistlichen entgegen, „kein anständiger Mensch sollte da arbeiten."

„Dir steckt's noch gut in den Knochen, Pedro", meinte Pfarrer Markus, „werd' mir nur nicht faul, weil es heiß ist."

„Wenn man zweiundfünfzig ist, dann steckt's doch nicht mehr so in den Knochen", gab Pedro zurück.

„Kann ich einmal ein Wörtchen mit dir reden, Pedro?" fragte Herr Markus.

„Dann kommen Sie aber ins Haus."

Pedro öffnete das Gartenpförtlein und ließ den Pfarrer eintreten.

„Hör mal", sagte Herr Markus da, „dies ist Vertrausache. Kein Wörtlein darfst du darüber sagen, was wir hier jetzt sprechen werden."

Pedro schaute seinen Priester neugierig an.

„Du hast Befehl, den Jose, den Vagabunden, zu fangen und abzuliefern. Stimmt das?"

„Ja, das stimmt", entgegnete der Gefragte erstaunt.

„Willst du mir einen großen Gefallen tun, Pedro?"

„Ja, was denn?"

„Geh' und tue deine Pflicht. Suche ihn — aber finde ihn nicht."

„Warum denn das, Herr Pfarrer?", verwunderte sich der Polizist.

„Das kann ich dir jetzt nicht sagen. Mir sieht die Sache aber so aus, als ob wir zwei uns noch einmal freuen werden, wenn der Jose nicht gefangen wird. Jedenfalls weiß ich ganz bestimmt: Der Jose hat die Leute aus Ourem nicht angefallen. Er hat nur die Kinder, den Franz und die Jacinta Marto und die Luzia Santos, weißt du, verteidigt. Das weiß ich ganz bestimmt."

„Ah, so", meinte Pedro, und kratzte sich den Kopf.

„Herr Pfarrer, glauben Sie an die Erscheinungen?", fragte er dann.

„Ganz und gar nicht, ganz und gar nicht", eiferte Herr Markus. „Da ist nichts im Irenental."

Pedro schaute seinem Pfarrer ins Angesicht. Dann sagte er:

„Es ist nicht richtig, wenn ich den Jose nicht fange, wenigstens nicht vom Amt aus. Wenn Sie aber meinen, ich soll ihn nicht fangen, dann ist mir die Sache doch richtig. Sie müßen ja wissen, was gut ist."

Pfarrer Markus schüttelte Pedros Hand. Und als dieser sagte: „Herr Pfarrer, mir scheint, es ist doch wahr, was die Kinder sagen", ließ er die Hand los. Er hätte sie gern noch kräftiger geschüttelt, aber: Er sollte sich ja da nicht hineinmischen.

IV.

Am elften Juli kam Herr Manuel gefahren. Es war schon ziemlich spät abends, als er bei Pfarrer Markus eintrat. Dieser war garnicht erstaunt. Er hätte sich gewundert, wenn Herr Manuel nicht gekommen wäre. Der dreizehnte Juli stand ja vor der Tür, und die Zeitungen hatten dieses Datum den Lesern Portugals wirklich nach Kräften eingehämmert. Herr Manuel nahm an solchen Dingen großen Anteil.

Die Priester begrüßten sich. Nachdem Herr Manuel sich ordentlich den Reisestaub abgewaschen und auch gesund gegessen hatte, begaben sich Herr Markus und Herr Manuel zum kleinen Schwatz ins Studierzimmer. Sie unterhielten sich über den 13. Juli. Und dann kamen sie auch auf Rosa zu sprechen.

„Der Ludwig will hierher kommen. Ganz versessen ist der Kerl auf die Rosa. Er will sie durchaus heiraten. Meine Meinung habe ich ihm klar genug gemacht. Nun will er es mit Ihnen versuchen."

„So", sagte Pfarrer Markus. „Was ist er denn eigentlich für ein Mensch?"

„Er ist sehr zuverlässig und sehr gewissenhaft", entgegnete Herr Manuel. „Einen guten Posten hat er auch, in der Bank unserer Stadt. Und dazu sehr vernünftig. Auf Religion hält er sehr viel. Bei ihm ist alles klar. Er ist keiner von den Süßlichen, wissen Sie, keiner von denen, die zum Beispiel Hals über Kopf an Fatimaerscheinungen glauben. Verstand hat der Junge und dazu ein ausgeprägtes Pflichtgefühl. Nur, daß er diese Rosa so verrückt im Kopf hat."

„Das ist ja eigentlich nicht so schlimm", gab Pfarrer Markus zurück, „ich würde ihn seiner Zuneigung zur Rosa wegen nicht tadeln. Nacht allem, was vorgekommen, muß man doch sagen, daß es sehr edel von ihm ist, das Mädchen heiraten zu wollen. Das ist wahre Treue und Opferbereitschaft. Und so etwas sollten wir doch pflegen."

„Der Kerl rennt mit blinden Augen ins Unglück", eiferte Herr Manuel. „Woimmer ich ein Unglück verhüten kann, da werde ich es tun. Wir haben nur wenig solcher Männer, wie Ludwig es ist. Wir brauchen sie. Deshalg sollten wir ihnen mit Rat und Tat beiseite sein, damit sie uns im Elend des Lebens nicht untergehn. Wir brauchen ihre Talente, Herr Pfarrer, es ist mir sehr ernst, wenn ich das sage."

„Er könnte aber wohl doch noch mit der Rosa glücklich werden. Ich kenne das Mädchen, seit es geboren. Ich selbst habe es doch getauft. Die ist nicht schlecht, schwach vielleicht, und in großer Versuchung gewesen, wie so viele andere. Aber schlecht ist sie nicht."

„Herr Pfarrer", widersetzte sich Kaplan Manuel, „wenn ein Mädchen sich so weit vergißt, wie die Rosa sich vergessen hat, dann muß man wenigstens auf größten Leichtsinn schließen. Vielleicht haben Sie recht, vielleicht ist sie nicht ganz und gar verdorben. Aber leichtsinnig ist sie. Wer garantiert uns, daß sie diese ihr bestimmt angeborene Untugend verliert? Ich habe genug Menschenjammer gesehen. Hier werde ich verhüten, solange ich verhüten kann."

Pfarrer Markus wollte nicht mehr länger darüber reden. Er wußte, daß es zwecklos sei, dem Herrn Manuel etwas auszureden, was dem einmal im Kopfe saß. Den mußte das Leben lehren. Und übrigens hatte er Angst, daß er sich in der Hitze des Gespräches vergessen und seine Liebespläne, die er für Rosa und Ludwig im Sinne hatte, verraten könne. So wendete er denn das Gespräch auf ein anderes Thema.

Am nächsten Morgen waren sehr viele Menschen in der Kirche. Herrn Manuel gefiel das nicht. Er ahnte da einen Zusammenhang mit den Ereignissen, die man morgen erwartete.

Herr Markus schaute sich auch die Leute an. Er sagte jedoch kein Wort. Nur, daß er heute noch fleißiger betete.

Nach dem Frühstück machte er mit seinem jungen Mitbruder einen Spaziergang durchs Städtchen. Die Leute grüßten ehrfürchtig, und, eigenartig, es war heute keine Aufregung an ihnen zu bemerken. Sie waren wie immer. Als wenn nichts geschehen wäre, und morgen nichts erwartet würde. Das schien dem Herrn Markus denn doch ein gutes Zeichen zu sein. Im Stillen meinte er, er habe den Eifer seiner Schäflein vielleicht doch etwas falsch beurteilt. Es sieht ja fast so aus, als ob morgen hier dieselbe Ruhe herrschen werde wie heute.

Herr Markus war da aber in eine große Täuschung geraten.

Am 13. Juli ging es in Fatima reghaft zu. Die Leute arbeiteten nicht. Ihre Gärten und Felder standen leer. Selbst die Schafe und Kühe waren vielfach im Stall geblieben. Die Leute aber, Männer, Frauen und Kinder, Fatimaleute und Fremde, die aus den Nachbarortschaften kamen, machten sich chon um acht Uhr morgens auf den Weg zum Irenental.

Herr Markus und Herr Manuel standen am Fenster des Pfarrhauses und sahen, wie das Volk in größeren und in kleineren Gruppen dahinwanderte, die meisten in ihrer Sonntagstracht.

Herr Manuel wollte sagen, was er davon denke. Pfarrer Markus winkte jedoch ab und sprach: „Jetzt nicht."

Dann ging er hinüber in die Kirche.

Draußen im Irenental knieten Franz, Jacinta und Luzia.

Gestern Abend noch war Luzia bei Martos gewesen und hatte gesagt Franz und Jacinta sollten nicht auf sie warten. Sie werde morgen nicht mitkommen, weil sie ganz bestimmt wisse, daß die schöne Frau vom Teufel sei.

Franz stritt das eifrig ab, und Jacinta weinte.

Am 13. morgens erklärte auch Jacinta, daß sie nicht gehen werde. Höchstens, daß Luzia mitkomme.

Franz blieb bei seinem Vorsatz. „Wenn ihr nicht geht, dann geh ich allein."

Mutter Marto nahm das kleine Mädchen an sich und redete ihr zu:

„Geh' doch, Jacinta, die heilige Maria wartet auf dich. Luzia wird schon noch einsehen, daß es doch die heilige Maria ist. Sie hat zu viel Schläge bekommen, darum hat sie Angst, hinzugehen."

Mutter Marto war unruhig. Ihr einfach frommes Herz drängte sie, an die Wirklichkeit der Erscheinungen zu glauben. Heute war ja doch der 13. Juli. Heute sollte sich zeigen, ob die Kinder die Gottesmutter wieder sehen werden, oder ob alles vom Mai und vom Juni nur Täuschung war. Die Erscheinungen erlügen, daß konnten die Kinder wahrhaftig nicht getan haben. Unwahrheit sagen, und dazu noch so eine Unwahrheit, und zu gleicher Zeit so fromm und so gut sein, wie Franz und Jacinta es während der letzten Wochen waren, blieb der Frau Marto undenkbar.

Vater Marto war derselben Meinung. Auch er begann der kleinen Jacinta zuzusprechen. Seinen Sonntagsanzug hatter er schon an, denn auch er wollte gehen, das kommende Wunder zu sehen. Und wenn er auch nichts sehen sollte, beten wollte er bestimmt während der Zeit, da seine Kinder die große Stunde der Gnade erlebten.

Franz wurde unruhig. Er war schon lange marschbereit. Als er sah, daß mit Jacinta nichts auszurichten sei, schlug er vor, es noch einmal zu versuchen.

Er rannte hinüber in seines Onkels Haus.

„Wo ist Luzia?", fragte er mit vom Laufen atemloser Stimme seine Tante, die Frau Santos.

„Luzia will nicht gehen, Franz, ich denke, ihr werdet allein ins Irenental müssen."

Vater Santos war auch daheim. Franz bemerkte, daß sein Onkel ebenfalls seinen Sonntagsanzug anhatte. Das machte ihm Hoffnung.

„Darf Luzia mit?", fragte er mutig.

Vater Santos brummte: „Wenn sie will!", und verließ das Zimmer.

„Wo ist Luzia?", fragte Franz die Tante.

„Sie ist draußen, irgendwo im Hof oder im Stall. Geh', Franz, sag' ihr, sie kann gehen. Sie weint heute schon den ganzen Morgen. Geh', red' es ihr ein," sprach da Frau Santos mit fast bittender Stimme.

Franz fühlte sich ganz stolz. Nun waren Onkel und Tante auch schon bekehrt. Das glaubte er zu sehen. Weiter machte er sich weiter keine Sorgen. Die Luzia wird schon mitkommen.

Doch Luzia kam nicht mit. Als Franz sie hinter dem Schafstall im Grase sitzend fand, weinte das Mädchen laut auf:

„Ich komm' nicht mit, Franz. Das ist alles vom Teufel. Ich will die Frau nicht mehr sehen."

Franz wußte garnicht, was er dazu sagen sollte. Er war verwirrt und all' seine Ueberredungskunst, die er sonst doch immer meisterte, war ihm vergangen. Er ahnte da ein großes Leid und bittere Verzweiflung. Selbst war er noch viel zu jung, um solche Sachen zu verstehen und in Worte fassen zu können. Er fühlte aber, daß er Mitleid mit Luzia haben müsse und ihrem Schmerz nicht zu nahe treten dürfe. Darum wagte er kein Wort zu sagen. Diese Sache da war ihm fast heilig. Schüchtern und hilflos stand er ihr gegenüber.

Dann meinte er aber doch mit weicher Stimme:

„Du kannst ja nachkommen, Luzia."

Er blieb noch ein paar Augenblicke stehen, schaute auf das weinende Mädchen, dann ging er langsam fort.

Zu Hause sagte er nur:

„Luzia will nicht gehen." Und er blieb eigenartig stumm.

Jacinta kam wieder ins Weinen, als sie Franzens Nachricht hörte. Mutter und Vater Santos wußten sich keinen Rat.

Da öffnete sich plötzlich die Tür und herein kam Luzia. Ihr Gesicht strahlte. Große Ungeduld saß ihr in den Gliedern:

„Kommt, wir gehen."

Franz war mit einem Sprunge an der Tür. Jacinta folgte ihm eilig, dann liefen die Kinder dahin, durch die Straßen des Städtchens, hinein in die Felder, über die der Weg zum Irenental ging.

Jetzt weinte Frau Marto. Sie setzte sich auf einen Stuhl und hielt sich die Schürze vors Gesicht.

Es mußte ihr doch eine große Frömmigkeit und ein großer, vertrauender Glaube im Herzen wohnen. Wie ein Dankgebet an Gott waren ihre Tränen, die ihr, so fühlte sie es, wie die Vaterunserworte ihres Betens aus tiefer Seele kamen.

Auch Vater Marto strich sich über den Schnurrbart. Dann legte er seine Hand auf die Schulter der Frau Marto.

„Komm, Mutter", sagte er einfach.

Und sie gingen.

Die Kinder waren bereits vor dem Irenental. Dort stutzten sie. Eine große Menschenmenge stand in breiten Massen da. Nach den Berichten der damals in Portugal erscheinenden Zeitungen sollen fünftausend Menschen am 13. Juli 1917 das kleine Irenental bei Fatima gefüllt und umstanden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wichtig

Eben von einer Deutschland Reise zurückgekehrt, habe ich mich während meines dortigen Aufenthaltes von der trostlosen Ernährungslage überzeugt.

Von allen Liebesgaben, die ich mitgenommen hatte, hat in erster Linie die **KONZENTRIERTE HUEHNER NUDEL SUPPE** wegen ihres Nährwertes und ausgezeichneten Geschmackes begeisterten Anklang gefunden, zumal sie bei der eintönigen Ernährungsweise eine willkommene Abwechslung bedeuted.

AUF ALLGEMEINES VERLANGEN hin haben wir uns entschlossen eine Aktion einzuleiten, die es vielen Familien in Deutschland ermöglichen soll, diese so stark begehrte Suppe fortlaufend zu erhalten. Durch besondere bereitwillige Mitarbeit eines Spediteurs sind wir in der Lage folgendes an deutsche Familien zu senden:

1 Paket enthalten 4 Dutzend

Konzentrierte Huehner Nudel Suppe

(ausreichend für 240 reichliche Portionen Suppe) in garantiert luft und wasserdichten Packungen, zu dem vorteilhaften Preis von $6.00 per Paket. — Dieser Preis ist einschliesslich Porto, Versicherung und freie Zustellung an den Empfänger für alle Zonen in Deutschland einschliesslich der russischen.

Bank Reference:
The Bank of Nova Scotia,
Head Office,
Montreal.

C. A. SALES COMPANY LTD.
Inhaber: A. Koetzle,
351 Place Royale,
Montreal, Que.

Bitte ausschneiden und einsenden an:

C. A. SALES COMPANY LTD.
351 PLACE ROYALE, MONTREAL, QUE.

In der Einlage.................. Check.................. Moneyorder.................. für $.................. für Lieferung von.................. Paketen je $6.00 per Paket enthaltend 4 Duzend Konzentrierte Hühner Suppe.

Name und Adresse des Absenders: (Druck Schrift)

....
(Name)

....
(Strasse und Hausnummer)

....
(Stadt und Staat)

Name und Adresse des Empfängers: (Druck Schrift)

....
(Name)

....
(Strasse und Hausnummer)

....
(Stadt und Staat)

....
(Unterschrift des Absenders)

....
(Datum)

Wenn mehrere Pakete erwünscht sind Extra Liste mit genauer Anschrift bitte beilegen.

// MARIENBOTE
★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

God Called Her Mary

by JAMES B. SULLIVAN, O.M.I., M.A.

Vol. XV Sept. 1947 No. 12

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

I do not know what day the very modern and emancipated woman celebrates as her Independence Day. Nor do I know which of the many proponents of equal rights for women she selects as her Joan of Arc. But a study of world history and social customs that goes far beyond the comparitively few years of suffragette agitation points out a little virgin of Nazareth, whose name and influence—and also, according to Catholic belief, whose intercession—have done more than anything else for the elevation of womanhood.

September 12th is as good a day as any to commemorate Our Lady's predominant role in this elevation. For in that day in 1683, the Mohammedan menace not only to European civilization but also to the future of all womanhood was once and for all destroyed by the brave soldiers of John Sobieski fighting under the name of Mary. It is to keep alive the memory of that day that the Church sets apart September 12th as the Feast of the Holy Name of Mary.

Sometimes, with Shakespeare in mind, we are inclined to ask, "What's in a name?" We ask the old; and they, lifting their heads from out a flood of memories stirred by some never-to-be-forgotten name, answer sadly: "the tears and tenderness of times long past." We ask the dreaming youth and he turns to us a face lit by the inspiration of the well-known names of the great. All the promise of his future lies in the names his young heart's reverence holds as great.

But names do not bespeak merely inspiration and remembrance. They also carry with them something of the individual to whom they belong. Anthropologists tell us of the horror with which primitive peoples regard the careless use of the sacred names by us, their so-called civilized neighbors. Among the Jews, their reverence for the Divine Majesty limited most strictly the right even to pronounce the name they accepted as the real name of God. According to some authorities, it could be used only by the priests in the sanctuary of the Temple in imparting the blessing and by the high-priest on the Day of Atonment.

The custom of naming children after the saints is universal in the Church and almost as old as Christianity. St. John Chrysostom, in the 4th century, urged his Christian hearers not to give their children the first name that occurs, not to seek to gratify fathers or grandfathers or other family connections by giving their names, but rather to choose the names of holy men conspicuous for virtue. The

same exhortation is very pertinent today. Hollywood technique, that glamorizes the signatures of its actresses along with their eyebrows, has made even that most Christianly beautiful of all names, Mary, seem old-fashioned and homespun.

A new psychology seems to dictate the present-day giving of names. In the business world today, it is the unusual, the exotic, the purringly musical label that attracts and sells the perfume, the garment, and even the lowly food. With a like intention, it seems, our ultra-moderns have begun to embroider the signatures that will distinguish and perchance exalt them among their neighbors.

Little Edith of the pig-tails grows up to be Edythe. Mary is good enough for sport-clothes, but Marie or Maria (with a slight foreign inflection) is a necessity for slinky gowns and evening hair-do's. Although Michael is back in favor again—indeed, it is now very bon ton—the name of the glorious St. Patrick is almost obsolete.

But the very meaning of a Christian name implies that it is accepted, not for self-glorification, but in dedication. In receiving a Christian name, the special patronage of one of God's canonized noblemen is invoked, his intercession expected, and his virtues made a blueprint for life. At least most Democrats will agree that Franklin D. Roosevelt Jones is named after a great man. But, whatever their politics, true Catholics will insist that the greatest men, and those most worthy of imitation, are the saints. And the greatest of the saints is a woman called Mary. Therefore, on September 12th, we commemorate the name of the most perfect human God ever created. And we congratulate the Marys of the world who bear it.

Today among Catholics, the name, Mary, is the most common of all baptismal names. Even men, especially of the French, add Marie, whether in the form, Paul-Marie, or Jean-Mare. In many relgious orders, both of men and of women, it is customary to take this name in addition to some other distinctive name, when entering the religious state. In Spain and in Italy, devotion to the Blesed Mother of God has derived many Christian names from her various festivals. Some of these names more familiar to us are: Mercedes, Dolores, Annunziata, Concetta. In our own country, such Christian names as, Regina, Natalie, Gloria, Ave, etc., seem to have a like indirect relationhip to Our Heavenly Mother.

However, the use of Mary as a Christian name has not always been as common as it is today. It is posible that the sublimity of the Mother of God made people a little chary of putting her august name to such an every-day use. We have an example of this exceptional reverence in Poland and also among the Irish. No Irish maiden would dare to assume the sacred name of Mure, which belongs exclusively to Our Lady. Instead, she is known as Maura or Maureen or Naelmuire (this last being Gaelic for "servant of Mary").

The etymological meaning of the name, Mary, is uncertain. At least seventy different interpretations are proposed by as many different groups of scholars. The name which is found in varying forms such as Miriam, Marianne, etc., was very popular among the Jews of the time of Christ. Perhaps its popularity derived from the fame of Mary, the sister of Moses and of Aaron. It is probable that Mary's important position in the beginning of the glories of the Jewish people during the time of exodus brought her name to the fore in the time of Christ, when the Jews confidently expected the Messias and a new deliverance from the domination of Rome.

If we, therefore, understand Mary as an Egyptian name (the names of Moses and Aaron, and possibly also of their sister, Mary, being Egyptian in origin), then it means, "beloved of God." Other scholars understand Mary as a Hebrew name and interpret it as meaning "beautiful lady," etc. But whatever the etymology of the name, it has been sanctified by "our corrupted nature's solitary boast" who made it her own; and as such, it is accepted as most holy by all Catholics.

With the exception of the all-powerful Name of her Son, the name of Mary is the only name that, as a name, can claim its own special feast in the Church calendar. The pre-eminence of that name or of its equivalents in Church circles is familiar to all of us. The greatest of our churches bear it; countless congregations of religious men and women are dedicated to its service. The geography of our Western World reminds us of a time when that name was pre-eminent in the secular world also: in the world of discoverers, explorers, and warriors.

Today men give their own names to newly discovered lands. The sponsorship on which they exclusively rely for their extraordinary feats is financial and not spiritual. The religion which they follow is at best a brief Sunday morning ritual. Perhaps we shall never again return to the ages of faith. Perhaps these religious names that designate our cities, rivers, and mountains, are but epitaphs under which is decently buried an age that died when the new world of the West came into being.

There are many things in the Medieval World and in the World of the Renaissance that are better left buried. But our modern times, and especially our modern womanhood, are much poorer in losing the almost romantic ardor that characterized Medieval devotion to Mary.

There is gratitude and also a certain amount of nostalgia in what the non-Catholic, Henry Adams, wrote of this devotion: "How passionately they (the Medievalists) worshipped Mary, the Cathedral of Chartres shows; and how this worship elevated the whole sex, all the literature and history of the time proclaim. If you need more proof, you can read more Petrarch; but still one cannot realize how actual Mary was to the men and women of the Middle Ages, and how she was present, as a matter of course, whether by way of miracle or as a habit of life, throughout their daily existence."

Splinters from His Cross

Oh to remember when trouble knocks
With his message of worldly loss,
To greet him as an angel,
Bearing a splinter from His Cross.
Oh, to remember when health has flown
And on bed of pain I toss,
God, in His Mercy, has sent me
A splinter from His Cross
Oh, to remember when trials appear
My patience to exhaust.
They're only Angels in disguise
Bearing splinters from His Cross.
The entire burden He refuses
'Lest all my strength be lost,
And so, He only visits me
With splinters from His Cross.

—Mary Therese Holland

Be a Teaching or Hospital Sister



These happy girls are Sisters now. On August 15th they took the habit of the Ursuline Sisters at Prelate, Sask. Their names, from left to right, are: Barbara Stang, Marion Butwilosky, Hilda Blatz, Anna Mary Klein, Antoinette Engle, Margaret Pomoells, Frances Stang and Tillie Stengler.

Their parents, their friends and relatives, their parish priests and their bishop are very proud of them. All these girls are daughters of our german-speaking Catholics. We have four Convents of german-speaking Sisters right here in Saskatchewan who for many years have rendered excellent services to our german-speaking Catholics. There are the Sisters of St. Elizabeth whose hospital work is highly appreciated by the Catholics of the Humboldt, Cudworth and Macklin districts, and there are three Convents of the Ursuline Sisters, at Vibank, at Prelate and at Bruno. It is through the educational work in our schools and through the sacrifices of the Sisters of these three Convents that so many of our country children receive a religious education which is equal to any obtainable in our well organized city parishes.

The Church in Western Canada absolutely needs the services of our german-speaking Sisters. They do their utmost to help our people, be it in educating our youth or in ministering to them while sick in the hospital.

Unfortunately their work is limited. There are by far not enough Sisters to do all that could and should be done in our Colonies. The reason for it is simply this: There are too few vocations to the Sisterhood.

No doubt many of our girls have the call of God to become Sisters. Why don't they join the Sisters? Is it not often because they are afraid of sacrifices and of the Cross of Christ they must take upon themselves in their life as a Sister? Or because they simply neglect to cultivate this call by not thinking about it, by not

thinking about it, by not striving towards a deeper piety and by not receiving the sacraments more frequently. Or because they find more pleasure in the joys of the world than in the joy that comes from the cross of Christ? Or because their own parents, relatives and friends try to hold them back from following the call of God and joining a Convent?

My dear girl: It is God Himself that calls you, whenever you feel attracted by the life of our Rev. Sisters. Do you really think you can find in the world a life that is happier and more blessed than that which is offered to you by God? As old as our world may be, no one has yet been born who has managed to escape sacrifices and crosses. Did anyone ever tell you that there are more tears in the world than in the Convents of our religious Sisters? That the land of disappointments, of misery, of sufferings and of sorrows is to be found in the world and not in the Convents? In the world man carries the hard cross of his very own sin and injustices. In the Convent you carry the cross of Christ. And this cross is sweet.

Think of all you can do for God and for many souls when working as a Sister. Think of the great glory you can render to God by your very own life, while sanctifying your soul more and more through a religious life. Think of all the graces and blessings of God that will be with you and within you, when following God's call — or that will not be with you, when refusing to follow this call.

Are you called to the Sisterhood? If so, try to choose one of our very own convents. We need Sisters that speak the language of our good people, that grew up among them, know their traditions, their ways of living, their piety — and also their weaknesses.

If you wish to become a hospital Sister, write to:

Rev. Mother Superior,
St. Elizabeth's Hospital,
Humboldt, Sask.

If you wish to become a teaching Sister, write to one of the following three addresses:

Rev. Mother Superior,
Holy Family Convent,
Vibank, Sask.

Rev. Mother Superior,
St. Angela's Convent,
Prelate, Sask.

Rev. Mother Superior,
Ursuline Sisters,
Bruno, Sask.

In case you choose to follow the humble example of our Blessed Virgin by becoming a Sister that works in the kitchen, in the garden or in the laundry, write to any of these four addresses. Our Rev. Sisters will be only too glad to have you — and so will God. Do you remember how God blessed the holy Virgin who called herself the "humble handmaid of God" and who wished not to be more than only that?

Are you called by God to become a Sister?

Do not neglect this call. Pray, receive the Sacraments, visit our Lord in the Blessed Sacrament as often as you can. Talk to your parish priest about it and ask him for his advice. Do everything but do not neglect your call.

May God bless you and guide you in your decision.

SPOOKS

By EUGENE A. CULLINAN

Brother Sebastian was very popular with the many employees of the O'Brien Drug and Chemical Corporation. As usual, he stopped for a chat with the whitehaired doorman. He was gratified to learn that the porter's stomach trouble was cured, and he congratulated the beaming elevator man, who had recently become a proud father.

There was a new girl at the reception desk. She reached for the telephone.

"Good morning, Father," she smiled. "I'll tell Mr. O'Brien you're—"

"That won't be necessary!" laughingly interrupted stenographer Louise Miles. "You may go right in, Brother Sebastian."

"How much?" was Joseph O'-Brien's greeting as he opened a large check book and picked up a pen.

Brother Sebastian closed the door, examined a stapling machine, compared his watch with the electric clock, scanned the covers of several trade journals, removed his topcoat, flicked some imaginary dust from a chair and seated himself at the opposite side of the president's desk.

"You're postively insulting!" he declared. "I haven't asked you for much this year, have I?"

"No. Only a thousand — so far! That's too good to be true!"

The Brother sighed. "There always was a wide eccentric streak in our family. You take after Father. Remember how he

squawked when a missionary priest asked him for a hundred dollar donation toward a new chapel? Then he turned around and paid the entire construction costs. Anything to be disagreeable! Look at Blanche. Was she satisfied with two children of her own? No, she had to adopt four orphans! She did it just to annoy the neighbors, if you ask me. Alas, Helen and I are the only normal members of a peculiar family!"

Joseph yawned. "When you renounced your share of the estate, you made sure not to renounce mine! How much?"

"Only a paltry twenty-five," was the bland reply. "You see, a fellow came to the door. He looked rather—well, I bought a nice set of O. Henry."

Joseph slid the check across the desk. "There you are. Now get out or I'll call the police!"

"That reminds me!" said the Brother. "I'm going on a trip with Jim Hagan, over Columbus Day." He arose, walked around the desk and opened a drawer. "Oh, I see you're back to your old brand!" he remarked, calmly helping himself to a cigar. "You got stung bad on that last box. What were they—La Smudge brand?"

"Where are you going with Hagan?" asked his brother.

"To the Mayor Biggs bungalow ,up at Arrow Lake. Beautiful house; gorgeous scenery; marvelous air; great fishing!"

Joseph frowned. "I don't like you driving long distances with Jim. That guy travels like a comet!"

Brother Sebastian ignored the protest. "Why not come with us?" he asked. "You love fresh brook trout. Can't you smell them cooking? Can't you hear them sizzling in the pan?"

"That does it!" cried Joseph. "Count me in. You can pick me up in the morning."

"Why can't I keep my big mouth shut?" sighed the Brother, donning his topcoat. "I suppose there's no use trying to dissuade you? Okay, I'll be seeing you—you old Shylock!"

——o——

Birch logs blazed merrily in the stone fireplace as three men knelt on the living-room rug, Brother Sebastian leading the Rosary. Two hours previously the trio had feasted on tomato soup, trout, mashed potatoes, and rice pudding, all prepared by Joseph O'Brien and James Hagan, both of them skilled cooks. Brother Sebastian had worked up a keen appetite by chopping wood.

Evening devotions ended, the three sprawled in easy chairs, a picture of perfect contentment. For a while, they listened to the radio. Then the conversation drifted from one subject to another. The cool, pine-scented air was having its effect. Three pairs of sleepy eyes glanced wearily at the mantel clock when it struck eight.

Hagan stifled a yawn. "We'll have to get up early. Only one Mass on weekends in these parts. Seven o'clock. We must drive to Bentonville. Bad roads all the way. Briggs would pick a spot twelve miles from a church! I hope the ghosts over on the haunted farm don't keep us awake!

"Oh, you didnt' know about them? The farm comprises about seventy acres, and joins this property on the north. About twenty-five years ago the farmer was killed in his sleep by robbers. His successor was drowned. The last owner, a retired mounted policeman, committed suicide about two weeks ago. He was quite balmy. Local gossip has it that he roams about the place.

"While he was alive, it was common to hear ghostly music whenever the wind blew; but since his death things have become much worse. Blood-curdling screams issue from the house at night, furniture is thrown around, and folks have seen horrible faces at the windows in broad daylight."

"Bosh!" snapped Brother Sebastian.

Joseph got up and felt the chief's pulse. "You're overworked!" he asserted.

Hagan grinned. "You can ask Briggs. When he was up here last week, he heard the macabre music, the spooks screeched at him from the windows, and a figure in a flowing white robe darted on all fours across a field. He fired two shots at it, but it vanished in the woods before he could catch up with it."

"He's delirious!" Joseph muttered. "I'll make some hot cocoa, and we'll put him to bed."

The three slept soundly, undisturbed by the violent electrical storm that broke at midnight. It was teeming rain when they awoke, and they were grateful for the chief's big sedan. When they returned from Mass they were astonished to find a forlorn figure huddled in a corner of the bungalow porch. The figure proved to be a youth of about nineteen, clad only in his underwear, dripping wet and shaking with chills. His blond hair hung in sodden strings, and his gray eyes reflected abject terror. He struggled heroically to restrain the tears.

The men asked no questions. In less than three minutes the underwear was drying before the hearth, bundled up in a warm flannel bathrobe, his feet encased in soft ,felt slippers, a tall glass of steaming liquid in his hand. The aroma of bacon and coffee filled the air.

"Get that hot wine into you!" Hagan advised. "It'll warm you from head to foot. You'l be okay after you've had a god hot breakfast!'

The youth ate ravenously, gulping his food. "My stars, son, you were starved!" exclaimed Brother Sebastian, when the boy had eaten his fill. "How long were you without food?"

"Since yesterday morning, sir," the youth replied. "I drove

up here in my flivver. I'm Bert Remple, from New York City. My uncle Jesse, who— who— died— left his farm to my sister and me. We intended to live there, and I was going to fix things up a bit. My brother-in-law, Fred, was gassed in the last war, and the doctor says that farm work in this climate would do wonders for him. But I'll never go back there! Not after last night!"

He shuddered violently. "I lost my way driving up, and it was almost dark when I got here. I had keys to the house, but I didn't need them. The front and back doors were wide open! Inside the house everything was topsy-turvy. Chairs were overturned, kindling wood was thrown around, a lamp was on the floor—all smashed up, and the stove pipes were knocked down. One length was crushed flat, and everything was covered with soot. Two smoked hams and a slab of bacon were on the kitchen floor, and coffee, sugar, salt, beans, rice, seasonings and other things were scattered all around. The icebox was open, and a big pile of decaying banana skins was on the sink.

"All four of the downstairs rooms were the same. In one of them I found a half empty barrel of potatoes, another of apples. Chewed up apples and potatoes were all over the floor, and the window panes were broken. In my uncle's room the bedclothes were thrown all about, and the sheet was missing.

"I didn't go near the upper floor. I was afraid. I knew that someone—something— was watching me! It was very chilly and I was hungry, but I couldn't use the stove. I'd have driven away in a hurry, but I was out of gas. So I made up the bed and got under the blankets to keep warm. If I'd only known what was in store for me!

I began hearing strange noises and what sounded like shrill whispers in the other rooms. I knew it wasn't the rain. People—or things—were moving around out there! The wind increased, and the air was filled with an eerie, unearthly music. It sent a chill up my spine. Only ghost violins could play those doleful, wailing chord!

"I lay trembling, the blankets up around my ears. The window was open, and I wondered if I could dive through it and reach my car. Maybe there was enough gas to get me off the devilish place! I raised my head to figure the distance, and I almost fainted when I saw the wall. It was covered with some sort of strange writing that I couldn't read, and the queer letters were written in blue fire.

"I don't know how long I stared at that writing before I heard the dreadful steps approaching along the path. Clump, clump, clump! On they came, up on the low porch and over to the low window! When I saw the awful shadow on the shade, my heart stood still. Satan himself was right outside that window! Two horns stuck out from his head, and his long hair tossed wildly in the wind! His narrow face and snake-like neck ended in sloping shoulders! I covered my head and prayed, too scared to move!

"At last— it must have been hours later — the devil went away. When his footsteps died out, I uncovered my head. Just then there was a flash of lightning, and in the glare I saw a horrible, hairy face within two feet of my own! The small eyes were gleaming and the pointed teeth were gnashing. I yelled and sat up straight. The monster screamed at me and disappeared.

"I couldn't stand any more! I jumped from the bed right through the window and raced for my car. It wouldn't start. It has no top, so I sat in the rain all the rest of the night. At dawn I saw the smoke from your chimney, and I made my way over here. If you hadn't come back—well, I'd have died, I guess. Please give me a half gallon of gas so I can get to Bentonville and fill my tank— and get home!"

"You're staying with us!" said Brother Sebastian. "There's plenty of room, and you're welcome! Now you must go to bed and get some sleep." He nodded to the chief. "You stay with him.

CLOUDS

Sometimes the clouds are snow-white sheep
And starry shepherds strive to keep
Them safe along the Milky Way;
But, sheep-like, they are sure to stray.
Sometimes they pace like jailors grim,
And in a frowning dungeon dim
Prison the sun, who tries in vain
Freedom from durance vile to gain.
Times, too, the clouds are drifting snows
That fall in heaps when North Wind blows;
He sweeps them pell-mell in his wrath
To clear Milady Luna's path.
But sometimes they are ships that sail,
Swift ships that race with the swift gale,
Cleaving the blue to some far coast;
And that is when I love them most.

—Paul A. Lewis, O.M.I.

Joe and I are going over to break up that gang of ghosts."

With that the two set out, leaving Hagan staring after them. When they returned four hours later, they brought Bert's clothing with them. The boy was awake and much refreshed after his nap.

Hagan looked up from his magazine. "See an ghosts?"

"We sure did," grinned Joseph, "and I want no trouble with them unless I'm wearing a full suit of armor with helmet, visor, and all the trimmings."

Brother Sebastian sprawled in a spacious arm chair.

"Jim," he said, "you missed the clues in Bert's story. Look, do spirits eat bananas? No. Would any sane mortal put the stove out of commission? Would he pass up hams and bacon to chew raw potatoes? Would he throw beans, rice, and other things all over the kitchen? No. Well, who would do such things?"

"Monkeys might," hazarded Hagan, and the Brother laughed.

"Monkeys did!" he declared. "Bert's uncle was surely unbalanced. There's fifteen monkeys in the house, some of them quite old, others very young. There's a square hole in the kitchen ceiling to let heat into the room above. The simians live up there. They drop down the hole, and when they tire of raising cain, they leap from the icebox top to the hole and swing up out of sight.

"The ghost in a flowing robe is a goat from a neighboring farm. The robe is a bed sheet. The monkeys wound it around Billy's horns. I found it in the woods. Mayor Briggs is a good marksman He shot the tip from one of Billy's horns!

"A gust of wind revealed the phantom orchestra It's an Aeolian harp, made of a box with eight violin strings stretched across a sound hole We made a few of them years ago. Remember? I know from books and papers we found, that the unfortunate man considered himself an authority in Greek. The writing was done with luminous paint, and consists of brief, incoherent phrases.

"The Devil? Please remember that the man was a retired mounted policeman. What animal would be his favorite?"

"A horse."

"Certainly! Old Dobbin belongs to the owner of the goat. He used to plod over every morning at dawn for his lumps of sugar. Lately he's been visiting at all hours, trying to find out what's wrong with his friend. Have you ever seen the silhouette of a horse, head on, revealed by lightning on a light colored shade? Poor Bert! My boy, I can well imagine what you suffered!"

"Those monkeys must be caged and sent to the zoo,' said Joseph.

Hagan glared at him. "You can count me out! Monkey business is up to the heriff."

As Chief Hagan's powerful car skimmed swiftly over the smooth highway, Joseph O'Brien produced a small address book and fountain pen.

"Give me your sister's telephone number," he ordered Bert. "I'll communicate with her this evening. Oh, forget about your flivver! Who'd be bothered stealing that junk heap? I know a man in Briarton who'll sell you a good used car."

"But I have no money for a car!" the boy protested.

Joseph smiled. "Let me worry about such details! That's a good house you own, but it needs many repairs. The barn is no good without a couple of cows, and we'll need a pig and some chickens. A contractor friend of mine in Bentonville will begin work tomorrow. You won't know the place when you see it about three weeks from now."

Tears welled in Bert's eyes. "I—I don't know how to thank you!" he said, his voice trembling. "But how can we ever repay you?"

"Oh, you may stumble across a gold mine or strike oil. If you don't—ugh! I hate to talk about money!"

"Say, Joe, have you some of your firms aspirin with you?" asked the Brother.

"No. What' the trouble? Headache?"

"Not me! Jim' going to need some when I remind him that yesterday was Bernadette's birthday, and we both forgot about it!"

Hagan laughed. "Aha, the master mind is slipping! Her birthday happens to be tomorrow, and I bought her present a week ago." He produced a small jeweler's box from his inside coat pocket. "Put on your smoked glasses and take a look at that sparkler!" he said, passing it to the Brother. "It means that I'm smoking cheaper cigars for the next two years, but I'm happy about it."

The Birds

Who'll be the first to say to the
Lord
Good morning?
"We-e-e" sang the larks
As they spiraled high
To His footstool clouds.
Who will cheer the Heart of
Christ
The long, hard Judean way?
A swarm—a chatter—
The sparrows come!
He marks them to His Father's
care.
Who will watch for just one
hour,
As The Victim kneels
And agony mounts and breaks
and sweeps
Across Gethesemani?
"Who-o but us?"
Said the owls whose eyes
Made the trees star-flecked,
While Jesus wept.

—Marjorie Kennedy



Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader,

A few days ago a good friend of mine told me the following story. He is definitely not a kibbitzer by profession, but takes a wild delight in telling tall ones, this fellow. Each of his tales is accompanied by spasmodic ripples along his bounteous waist-line, interspersed by abysmal peals of laughter that come in short, almost rythmic spurts, very much like the pulsations of a volcano, or more like the gentle tossings of a battleship in a hurricane.

Act I

Scene I: Bridge party at the home of Mrs. Wasyl Popov. (My friend likes pinocle better.)

Time: Shortly before Christmas in the year of our Lord 1940. A blizzard raged outside.

The hostess, Mrs. Wasyl Popov, reclined her head a little toward her opponent on the left; "Your bid, Mrs. Epstein."

"Four spades," comes the quick response. Mrs. Epstein knew her cards. She sleeps with them. They slip uncannily through her deft fingers.

"Double four spades." This triumphantly from our hostess. (My friend ripples all over.)

"Redouble," shyly from Mrs. Gareau. (My friend is nuts about the French.)

Mrs. Anderson passed. While Mrs. Gareau placed the dummy on the table she paled a little, trembled and held her side for a brief second while her fist s mothered a gentle burp. (My friend burped with her to make his point clear.)

"You should have your gall-bladder out, my dear." This to Mrs. Gareau from Mrs. Epstein. "Dr. Stalinovic lets you up on the third day after operation," protocols Mrs. Popov. "His patients never get phlebitis or embolism." (Hum! Hums my friend.)

'I think that's too ultramodern," chimes Mrs. Anderson. "In England they don't remove gall-bladders as indiscriminately as they do here. They simply drain them. Your play Mrs. Popov." (My friend roared, louder than the bark of a bull-dog.)

"I believe that our Canadian doctors, like Dr. Goldstein, are the finest in the world. Have him take it out and be done with it. No double expense either," says Mrs. Epstein.

Mrs. Gareau is quiet, a little pale, her hand pressed to her side. (My friend is quiet.)

Scene II.

Time: Summer 1942, five minutes before Dr. Schmidt's closing time.

"The doctor will see you now, Mrs. Gareau." This from the nurse. Mrs. Gareau adjusts her hat a little, takes a brief session with her compact and bravely steps into the doctor's tabernacle.

Final diagnosis: Chronic Appendicitis. Operation in the morning. (My friend grins.)

Act II

Scene I: St. Peter's Hospital somewhere in Sask. **Time:** 9 A.M.

"A needle-prick in your arm, Mrs. Gareau. Just relax. Relax, please! Merely a mosquito-bite. There now! Just relax and go to sleep." (Mon Dieu, I am tired! Swell doctor. Doesn't want me to suffer. Swell .... Jésu, Marie, Josef! Jé ... !).

Scene II: The patient is immaculately draped. The surgeon stands to the right of the operating table, the first assistant to the left. Beside the latter the instrument-nurse, and over the foot an instrument tray. The blood spurts when the incision is made, but very little is lost. Deft fingers fly, instruments clink and only the surgeon's voice is heard calling for instrument, for sponge, for catgut . . . and in between only the regular respirations of the patient accompanied by the gentle rise and fall of the field of operation. There is no

delay, no complications, no fuss. The abdomen is closed.

Scene II: On the way to the dressing-room my friend must have overheard the following; "An old thing. Should have been out years ago. Typical retro-caecal type. Adhesions. I have yet to see a so-called chronic appendix. They are almost always acute or nearly so." Dr. Schmidt was casually summarizing a text-book on appendicitis for the assistant.

Scene III: Time: five hours later in a private room at the hospital.

"Jésu, Marie, Jo . . . ! Haven't they finished yet? Mon Dieu, my stomach hurts!" Mrs. Gareau is partly conscious, partly still under the influence of the anesthetic. She fusses, mumbles . . . a sharp pain in her thigh, and again oblivion. Hours later she gradually becomes herself again. The surroundings take on familiar colour. The pain in her abdomen is less severe. (My friend visited her only once. He loves the French but is shy in their presence.) Two days later Mrs. Gareau is up and about, hardly conscious of the hole in her abdomen, or at least what was a hole.

Act III

Scene I: My friend, by this time, is nearly exhausted. His exhaust was louder and more strenuous than his intake. With an hankie, a yard square, he mops his dripping brow, but he has not lost his primary gusto and the apetite with which he bit into this story. The colossus is sprawled all over my chesterfield. With his feet he pushed the rug in folds before him. How and when he was able to take off his shoes, during the telling of the story, I dare not guess. However, I told him that I found nothing unusual about his tale.

"Unusual," he barks. "You haven't let me fiish."

Scene II: Time: four months after Mrs. Gareau left the hospital, in the home of Mrs. Anderson.

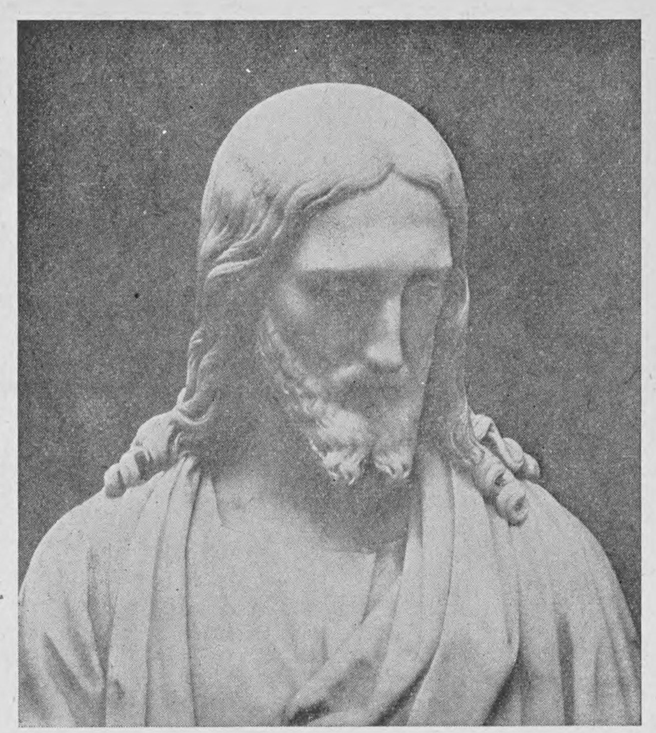
"My you look well, darling! Such rosy cheeks! So you didn't have a gall-bladder after all." (My friend is bubbling over with laughter.) "Don't you think that Dr. Schmidt should have taken out your bladder at the same time? You wouldn't have to have it out later." Mrs. Epstein was a wizared at economics. (Har! Har! roared my friend.)

"Get it drained, by all means, if it bothers you again," says Mrs. Anderson. "Have a cookie, Mrs. Popov. I made them myself."

"Whose deal is it?" asked Mrs. Popov.

Mrs. Gareau said nothing. Her hands were on the table, her cheeks rosy. She looked the picture of health.

"Get the drift?" queried my friend. I think I did. He is already getting up enough steam for the next tall one. I could hear the rumbles way down in his stomach as the beer was hitting bottom.



OUR LORD

A Laybrother's Vocation

The Brothers' life is grand, although
It does not make much outward show;
It's hidden, like St. Joseph's life,
But, like his, full of noble strife.
They are a joyous toiling band,
Who milk the cows and till the land,
Who churn the butter, bake the bread,
And slumber with an easy head.
They build the houses, paint the walls,
And furnish churches, rooms and halls;
They set up, bind and print the books,
And function splendidly as cooks.
They handle hammer, brush, and file,
Plant trees, raise chickens, and lay tile,
They make new shoes and mend the old,
In short, they do what they are told.
They butcher goats and pigs and calves,
And spice their tasks with merry laughs;
They rub and scrub, they sing and pray
And fill with work the livelong day.
Now tell me, would-be Brother dear,
Is not this life brimful of cheer?
And best of all, this blessed state
Will lead one straight to heaven's gate.

There Were Four Murrays

By GUY S. HARRIS

There were four Murrays; now there are but three.

I've had this wire from the War Department for over two months now ;only to take it and read it over and over. I know it so well I can tell you that the ticker tape was broken off accidentally between the r and the e in "regret."

Everything I look at—the house and everything in it, has felt the shock. The shelf over there that holds the knick-knacks, he made it. The bright brass castor under the buffet—the one that doesn't match the others, he put it on. The play-pen in the children's room, he built that, too. And there's the car—the '35 Chevvy we were always going to trade in. We met in that same old car over eight years ago. I don't suppose any two people ever forget just when and where they first met.

Anyway, Pete and I never forgot it, for we used to joke about it often. It was on a Friday afternoon in the fall of '36. I was walking home from the village and it started to rain pretty heavy when a car pulled up beside me and someone shouted, "Want a lift?"

For a second I was angry and shouted, "Why don't you look where you're driving? You've splashed mud all over my stockings and shoes."

"Get in here!" he ordered. "Don't stand there in the rain and argue."

I got in and he drove off. I took the handkerchief he handed me and tried to wipe some of the mud off my stockings. Looking out of the corner of my eye, I could see he was smiling over my plight. I was about to comment on it, for I was still plenty angry, but he beat me to it.

"Messy, isn't it?" he said.

I didn't answer him.

"Where are you headed for in this rain?" he asked.

"Home," I said.

"And where's home?"

"Two miles straight ahead," I answered.

"I should think you'd have stopped under a tree or something," he said. "In a storm like this, anyone of those farmers who live back there . . ."

"If you don't mind, Mr.—" I stammered, waiting for him to give me his name.

"Oh," he said. "The name is Murray—Peter Paul Murry."

". . . Mr. Peter Paul Murray," I went on, "I teach in the village. I go home on weekends, and nothing ever stops me from getting home on Friday night."

"Oh ho, a teacher!" he exclaimed. "So that's it. What do you teach?"

"Primary grades," I answered. "It's my second year. Now tell me what it is that you do that brings you out here in the country in weather like this?"

"Me? Oh, I'm a machinist. And with a college degree mind you."

"Yes," I said reluctantly, "aren't they all. Jobs are plenty tough to get these days."

"Well, with me it was a cinch," he replied, "my father owns the implement shop in town."

I recognized the family right away for I had known two of his sisters.

We were almost to our house now, so I said, "There's where I live. Right on top of this hill. And that's our driveway right up ahead. You can let me off by the gate."

"Umm, that's a long driveway," Pete said. "I think I'll drive you all the way up to the house.' To which I replied, "That isn't necessary," but he came back with somethng about getting a kick out of doing the unnecessary; then went on to say, "Besides I want to know the way to your house, so the next time I come by — some evening for instance, I can stop and pick you up."

"Which will be when?" I challenged him.

"Well? Sunday night," he mused. "Let's make it somewhere between seven and eight o'clock."

"Presumptuous, aren't you?" I said. "What if Mary Keel says 'no'?"

"Don't worry. she won't," he answered laughing mischievously.

I said, "Good-bye," and "Thanks," and went into the house.

Of course, Pete came that Sunday evening, and though I pretended I would go just because he had taken the trouble to drive out, secretly I was happy he came.

He continued to call all through that school year, and in the summer months when I wasn't away at summer school, almost every night.

That fall we wanted to get married, but just like every other couple at the time—no money. Wages were poor and hard to get. But one night, late in No-

vember, we decided to talk it over with Father O'Rourke. I remember just exactly what he said to us, too: "Peter and Mary," he said, "I'm new in this parish, and I don't know either of you too well. But from what you've told me you seem very sincere about it all. Yes, it's hard right now—with times tough as they are; but where there's the real will, God will show the right way. You have my blessing."

That helped us make up our minds.

Our wedding was simple. We bought furniture piece by piece, as we could afford it. We needed a new car but the house came first. Next, we needed carpets for the halls—we hadn't remembered that in our budget. But we were able to manage that when I filled in a few weeks of teaching for one of the teachers who became ill during the winter. Next it was sidewalks we had to get put in, then shrubbery, then drain pipes and eaves troughs. Then the baby was on the way.

He was born on a tragically historic day in September of '39—it was the day that Germany invaded Poland. The thought of it used to make me think we were marked for fate for my mother had been of Polish descent.

We called the baby Mike and he grew like a weed Pete had a different job now. He was in a war plant and working long hours. Friends and relatives all began to come and say their farewells—they were off to the wars. I admired their courage, but how could I feel the depth of this sacrifice they were making—me, sitting so secure and comfortable now, with my family and my husband?

It wasn't until much, much later, six months after our second child, Ethel Maria, was born, that those bombs that had shattered Pearl Harbor over two years before struck at the home of the Murrays. You see, Pete had always been deferred from the draft because of his work. But when his last deferment expired he told me he didn't want another.

"Pete! What are you saying,' I replied. "What about us? The children and me? There are still signle men in town who. ."

"I love you, Mary," Pete replied, "you know that. You and the kids are all that matters. But I just can't keep sitting around here any longer. Maybe we shouldn't have gotten married when we did. We knew this was coming, even then, but like everyone else we didn't want to listen."

"No, Pete. . . ."

"I know I'll never regret it if I go," he said. "But it's up to you, Mary. For it's going to be your job to carry on."

"But the single men?" I repeated.

"You just can't decide who fights that way, darling," he replied. "It's everybody's war. I've got four people to fight for. With the single guys it's usually just themselves, maybe a sweetheart. I've got more to fight for than most of the guys over there right now."

How hard it seemed for me to adopt the right attitude, but Mike, Ethel Maria, and I were going to be brave. And when Pete left I didn't go down to the station even. I didn't think I could take it. Nor did I smile bravely through my tears — I stayed home and sobbed uncontrollably until long after I heard the train pull out of town. I was taking it—yes, but not so heroically.

Pete was home on one short furlough—as proud and as handsome a man in uniform as ever was. He brought Mike a sharp-shooter's medal he had won on the range. He brought Ethel Maria a toy parachute which still confusses her.

From then on I lived only for his letters — the mailman's whistle and the V-Mail.

His first letter back from the West Coast said: " . . .had a little time before reporting to this place so I roamed around Los Angeles for a while. I walked out to Hollywood. Saw only one movie star though—Walter Pidgeon. Also saw some of the sights there—Earl Carroll's, Sardi's, the Brown Derby.

"Don't suppose I'll hang around this station much longer. No one stays at Fort Ord very long."

It was quite some time before I received another letter, but soon they came rather regularly —more regular than I had expected.

Then in one letter he said: "Got a good dose of the yellow rats these last few days. But I'm back in a rest area right now because I'm having a little private battle with yellow jaundice, but I'm certain I'll come out the victor. I expect to go back into the lines in a day or two. Pray for me, my darling, and God be with you all."

That was Pete's last letter.

There were four Murrays—now there are but three.

Someday—and it may be soon now—all the boys will be coming home—my brother Jack from Germany, the Carr brothers who lived across the street, who were fighting in the Philippines. Then there's Pete's younger brother who joined the Navy, and lots of others from the village. There will be a parade, music, marching. The younger generation will line the sidewalk and wave their little flags. Mike and Ethel Maria will want to join them. They shall. And I shall be with them.

No, there'll be no soldier boy to march proudly home with the Murrays, but the sympathetic smiles I shall get from the townspeople will set my head high. For I made a promise to a soldier—a promise that I would take care of his children. And there's more to that promise than meets the eye, but I shall keep it.

TAKE THIS RING

by Norah Smaridge

As if by tacit consent, no one looked at Ellen Connolly when the surprising news came out at Our Lady of Lourdes Sewing Circle. They looked at one another instead, their faces registering all degrees of shock and indignation.

"Jane Radway coming back here to live! Well, of all the nerve!"

"Taken the best home on Maple Avenue, too. The corner lot." That was Louise Smalley; her voice, sharpened, rose even above the whirr of her sewing-machine. "She married money, of course!"

"Probably thinks she's going to queen it over us. Like she did before," Evelyn Marshall said, angrily. But we needn't show her any hospitality . . . we certainly don't owe it to her."

"It's something else we owe Jane Radway." Nanette James jabbed harshly into the pink flannel pyjamas she was making.

"She may be changed. She may be . . . different, now." Ellen spoke at last; she had time to get over the first shock. She spoke quietly, in a voice as sweet and pretty as she herself was sweet and pretty. "I don't think we ought to judge her." Her eyes met the hostile eyes around her. "It must be horribe to come back to your own home town and get no welcome at all!"

There was no answer. The girls continued to sew, tight-lipped. But their thoughts ran angrily. Ellen must be crazy to want to welcome Jane Radway. Ellen, of all people. Why, Ellen had the most right to hate her.

But Ellen wasn't hating Jane Radway. Her eyes, as she bent over the small garment she was stitching, were far away. This was no time to hate anyone. The war abroad, surely there should be peace . . . and love . . . at home?

Besides, she didn't fear Jane Radway now. Years ago, Jane had broken Ellen's happiness into bits, wrung her heart with misery. Jane, irresistible in her dark beauty, had deliberately set out to dazzle Bob Connolly. She had taken him from Ellen as coolly as you please . . . just at the moment when Larchmount expected Bob and Ellen's engagement to be announced.

In less than six months, she had dropped him. Dropped him, as she had dropped all the other Larchmount men she had flirted with. Nanette's boy friend . . . and Louise Smalley's . . . and Evelyn's; Jane had caused plenty of heart-break in Larchmount. Caused it deliberately, glorying in her powers.

Well, he wouldn't find many of the men here now, Ellen thought. Most of them were in the services. And, even if Bob were here, Ellen had no fear for her happiness. She and Bob had been married for nearly five years now. They had Tony . . . and another baby was coming. Nothing, now, could change their love for each other. Jane, as Bob had explained, humbly, had been a mistake, a case of foolish infatuation

Going home, Ellen picked up Tony at the neighbor's house where he had been playing. Taking his hot little hand, looking down at the bright gold of his curls, she couldn't find it in her heart to envy Jane Radway anything. Not her house, nor her money . . .

Except Bob's safe return, Ellen wanted nothing, she thought, opening the door into her home. Then, suddenly, she frowned. That wasn't quite true. There was little she wanted for her house. But . . . but there were thing she wanted for her baby, the child who would be coming in a few months from now!

Vividly, she remembered the preparations she and Bob had made for Tony's coming. The reckless extravagance of the things they had bought for his nursery . . . and the frilly, white beauty of that nursery! Tony's cream-enamelled furniture his blue mats, his lacy pillows, all the dainty things of his toilet.

They'd prepared for Tony as if he had been a young prince! Ellen smiled now, remembering. They had been able to afford it, then. Bob had his excellent job, she her savings.

But she had nothing for the new baby. Her heart wept when she looked round the tiny, box-like room it would have. She hated the faded wall-paper, the chipped paint, the shabby crib and dresser which she bought in a second-hand store.

She could do so little for the new baby; money was so pitifully short. She was still helping her mother. And all she had was her dependent's check from the government, and the small sum she made working part-time in a beauty-shoppe. A full-time job was out of the question; Tony needed her. Her child's welfare came first.

She would have clothes for the baby. The girls in the Sewing-Circle would rally round; she knew what good friends they were! But if she could only do something about this pitiful nursery. If only she had fifty dollars, say. Enough for new linoleum fo the floor, soft white curtains for the windows, two little lamps to set on the mantel.

Quietly, Ellen turned from

the shabby little room. Better not think like that. She would make up to the new baby in love! Love could make up for anything!

In spite of herself, Ellen's breath caught in her throat a week later, when she answered the telephone and heard Jane Radway . . . Jane Martin now . . . speaking in her low, warm contralto.

"Ellen? This is Jane, Ellen! I don't know whether you know I've come back to Larchmount . . . to live?"

"Yes. Yes, I heard!" Ellen swallowed her surprise. She managed to infuse some warmth, some welcome, into her tone. "It's nice to hear your voice, Jane. The girls at the Sewing Circle told me you were expected . . . "

"I . . . I wanted to see you all again, Ellen." There was something strangely new in Jane's voice; a note of humility, almost of supplication. "I'd hoped the girls would ask me to join the Sewing-Circle." She managed a laugh. "I've plenty of time on my hands. You see, my husband's in the South Pacific . . ."

The South Pacific. Ellen flinched, her heart was aching for Jane. The South Pacific was one of the worst spots . . . the words sounded like a knell. The South Pacific . . . She was suddenly grateful that Bob was in England; for the present, at least, he was safe. Besides, Bob was in the Transportation Corps; they did not take part, so much, in actual combat.

"But of course you must come to the Sewing-Circle!" Ellen spoke eagerly. "The girls . . . they'll be glad to have you!" She bit her lip. That was a white lie. But she would make it come true . . . she would talk to the girls, persuade them. This was no time for old grudges, old resentments and animosities!

"I hardly think so," Jane said, dryly. "You see, I phoned Nanette and Evelyn jut now. I didn't get a nice reception. I don't know how I dared to phone you." She stopped, her tone humble with significance. "We . . . we've got to forget all that past history." Ellen laughed gently. "We're older, and wiser. The girls will be glad to have you help, Jane. We need more workers." She went on quickly. "I'll call for you, and take you along if you like!"

No, she felt no envy of Jane, Ellen decided, walking up the trim white path to Jane's house. Not even when Jane opened the door, lovely in a sheer green wool, with a slim string of pearls round her neck. Not even when Jane took her into the prettiest living-room she had ever seen.

"This was sweet of you, Ellen!" Jane meant it, her dark eyes glowing into Ellen's. "I won't forget it. I've got to do something," her voice trembled, "or I'll go mad. Mad with lonliness . . ."

"Nonsense!" Ellen pressed her hand. "You won't be lonely in Larchmount. The A.W.V.S. will pounce on you, for one thing. You'll be airplane spotting and gathering goods for salvage, and helping at the hospital." She smiled. "Then there's your house. Your not going to find any help . . . and you've this beautiful place to keep clean all by yourself . . ."

"It is nice, isn't it?" Jane looked more cheerful ;some of the shadow lifted from her dark eyes, the tension left her face. "Would you like to see over it?"

It was beautiful, the pannelled dining-room, the airy bedrooms, the bathroom with the built-in shower, tiled in peach color. But Ellen's gasp of pleasure was reserved for the sun-filled room that looked out on the garden.

"What a heavenly room for a nursery! Why, Jane . . . " She stopped. Jane's eyes had darkened again, and her mouth jerked unhappily.

"I . . I havent' any children," she said, simply. "I lost my first . . and there wont' be any more. There cant' be, the doctor told me." She drew a long breath. "It's ironic, isn't it? I . . . I alway thought I was so successful. Horrid girl that I was! And now I . . I feel I've failed Terry. He adores children so. . . "

"You . . you could adopt one, couldn't you?" Ellen said, very gently. "It wouldn't be the same. But it would be a lot." She looked again at the sun-filled room. "After all, there are so many children wanting home. And you've so much to give. . ."

Like this room, she was thinking. This room, and lovely things to fill it. Jane could lavish attention, luxury even, on a child who wasn't even her own.

Yet she, Ellen, had only a shabby little room to offer her second-born, her war-baby! Faded wall-paper, chipped paint, a second-hand dresser that stood unsteadily on uneven legs, a second-hand crib that needed paint badly . . .

She pulled her thoughts away from the unpleasant prospect, as she followed Jane downstairs. There were more important things to think of. She might take Jane to the local children's home; there was a motherless little girl there who needed a home such as Jane could give . .

Jane had her hat and coat on, ready to leave for the Sewing Circle, when she suddenly excused herself, and ran upstairs. When she came down, her face was flushed, her eyes imploring.

"Ellen," she said, softly. "Please take this. I beg you . . . as a favor! I'd feel much better!" She drew a long breath, her eyes on Ellen's lifted face. "It's yours, really. It never should have been mine . . . " She held out her hand. On the palm was a ring; a simple little ring, with two small diamonds.

"It should have been mine?" Ellen stared at her, perplexed. "I don't understand."

Jane flushed crimson. "It's the ring Bob gave me, when I. . I stole him from you. I knew it

BASUTO SAGA

Three quarters of a century of labor have made the Basutoland Vicariate one of the most notable in South Africa. Its sons will soon be missionaries to their own people.

by Lucien Dozois, O.M.I., Ph. D.

The late Pope of the Missions, Pius XI, once remarked, "Among all the Missions scattered throughout the world, that of Basutoland is one of the most interesting. The Basuto race is advancing rapidly and at the same time is making an intellectual ascent that we may well believe it destined to play an important role among the African peoples."

This tribute of the Sovereign Pontiff's brought joy to the heart of every Oblate. But it was praise not easily won. Behind it lay seventy-five years of missionary labor and heartbreak, of patient struggle to bring a truly Christian civilization to the stalwart tribesmen of the Basuto hills.

The Congregation was still in its infancy when the Holy Father, anxious for the spiritual welfare of his children in the land of St. Augustine, asked Bishop de Mazenod, Founder of the Oblates, to assign some of his priests to the African Missions. Though the number of missionaries available was limited at the time—and despite the fact that the new mission fields in Canada and Ceylon needed reinforcements—the Bishop accepted. Rome had asked for help; the slightest wish of the Vicar of Christ was to be considered as a command. Providence would see to the rest.

On July 13, 1851, the first Vicar Apostolic of Natal was consecrated at Marseilles by Bishop de Mazenod. The new Vicar, Bishop Allard, had served as Master of Novices in the recently-formed Canadian Province. His new assignment placed him in charge of a vast missionfield in Southeast Africa, one which today is divided into four Vicariates—Natal, Kimberly, Transvaal and Basutoland.

Arriving in South Africa at Port Natal (Durban), March 15, 1852, Bishop Allard immediately turned his attention to the evangelization of the Zulu tribesmen. He founded St. Michael's Mission at Port Natal and there labored zealously with his handful of assistants, among them young Father Joseph Gerard who had been sent to South Africa as a deacon soon after the founding of the mission.

The apostolate among the Zulus, however, which in later years was to flourish so splendidly, proved a most discouraging venture. The natives, addicted to their pagan practices of demon-worship and polygamy, were obdurate. It would be years before Christianity would make any headway among them. But in the meantime Providence was preparing another South African tribe to lead all their Bantu cousins in the acceptance of the Faith.

Southeast of the Province of Natal lies the British Protectorate of Basutoland. Eleven thousand square miles in area and

---

was you he really loved. But I . . . oh, I guess I was crazy in those days. Reckless and selfish, grabbing every man in sight!" She put the ring into Ellen's hand, closed her fingers over it. "It's never really belonged to me, Ellen. You've been so wonderful to me today . . . don't think I don't realize it's you who will make the girls accept me again! Won't you do just one thing more, and take this ring!"

Ellen stared down at it. She . . . she didn't want a ring. A ring Bob had given another girl. She had Bob's ring on her finger now. Not an engagement ring. They hadnt' bothered with one. But a slim gold wedding ring. It was all she wanted.

"I don't mind what you do with it," Jane was saying, quickly." "Give it away, if you like. Do anything with it. Only . . . please take it. I'll feel so much happier. I always felt as if that ring had no blessing on it. Almost as if it were stolen goods."

For just a second their eyes met. Then Ellen nodded, shyly. "Thank you," she said, softly. "So long as you don't mind what I do with it . . ."

She knew, in a flash, what she would do with the ring. She could sell it. Then there could be the right sort of nursery for her second-born, her war-baby. There'd be enough for the new wall-paper, the cream-enamelled furniture, and all.

"Thank you," she said again, starry-eyed. And, together, they walked off to the Sewing-Circle, contentment in both hearts.

with a population which today numbers 660,000, it is a reservation set apart for natives, governed by a Resident Commissioner who is assisted by the Basuto chiefs. As the country comprises a high, grassy plateau, the principal occupation of the natives is stock-raising. Thus freed from close contact with the white man and his machine civilization, the native has been able to escape to a large degree the pernicious influences which have degraded him in so many parts of South Africa.

In the 1860's the Paramount Chief of the Basutos was a man of high character and ability, Chief Moshesh, whose peaceful administration had attracted numerous outside tribes to his small domain. To promote unity among his people he had invited the Protestant Missionary Society from Paris to instruct the tribesmen in the ways of Christianity.

The Protestant missionaries had been in Basutoland some years when Bishop Allard paid his first visit to Moshesh at Thaba-Bosiu. The royal welcome which he received convinced him that Basutoland was fertile soil for the seed of Faith. Accordingly he returned to Natal to settle his affairs; then, leaving some missionaries in charge of the white Catholics of Durban, he set out for Roma, in the heart of the Basuto territory. It was October, 1862, ten years after his arrival in South Africa.

With him on his journey to establish the first Basuto mission went Father Gerard who was destined to labor among the Basutos for 52 years and who is today revered as a saint among the tribesmen. Together the two worked indefatigably for the conversion of the Basuto people, making more progress than they had among the Zulus, but still finding the conversion of the natives a slow and arduous task. Finally, in 1872, Bishop Allard, worn out by sickness and twenty years of toil under the hot African sun, asked to be relieved of his charge so that a younger man might take his place as head of the Natal Vicariate.

Bishop Jolivet, a hardy Breton, inherited Bishop Allard's territory. A capable administrator and tireless missionary, he was well equipped to build upon the solid foundation laid by his saintly predecesor. The rapid growth of the missions in Basutoland, Natal, Transvaal and the Orange Free State kept him on the go. By 1886 the seed planted by Bishop Allard had grown to such an extent that it was necessary to divide the territory. In that year Kimberly was established as an independent Vicariate in 1894, the Transvaal; and in 1895 Basutoland itself was cut off from its parent, Natal, and made a district mission field. Father Cenez became its first Vicar Apostolic. The wisdom of this change is quite evident today, as the native protectorate now boasts more Catholics than all the other Oblate Vicariates together.

But this remarkable growth did not happen over night. During the first 40 years of the Mission's history the Fathers succeeded in converting only 5,000 natives. Then came the War, followed by the financial crisis, both of which cut off needed supplies of men and funds. Still the Fathers carried on, hoping that their prayers would be answered and a miracle of grace would occur.

It came in an unexpected way —in the conversion of the Paramount Chief of the Basutos, King Nathaniel Griffiths Lerotholi, who entered the Church along with many members of his family. Thus encouraged by their Chief's example, many of the tribesmen who had been favorably inclined towards the Church began to take instructions. The long-awaited wave of conversions was at last under way.

In 1930 the administration of the Vicariate was entrusted to the Province of Eastern Canada. The Canadian entered the work with their traditional enthusiasm. The number of Priests increased from 29 to 81, the Lay Brothers from 4 to 40. Five Congregations of Religious sent Sisters to help in the work, while the Brothers of the Sacred Heart and the Marist Brothers also sent contingents. Now each year sees a number of new recruits from Canada to staff the fast-expanding institutions and missions of the Vicariate.

Today there are approximately 160,000 Catholics in Basutoland. The country is dotted with primary schools with a total enrollment of 32,000 children. At Roma there are trade schools, an agricultural school and a normal school to train the future leaders of the Protectorate. An excellent hospital trains native girls for the nursing profession.

But the most significant achievement of the Oblate missionaries in Basutoland is St. Augustine's Seminary for native clergy. The ultimate aim of a foreign mission is the day when it will be no longer "foreign" but will be staffed by its own sons as qualified spiritual leaders of their people. As soon as conversions among the Basutos were sufficient in number to assure an enduring Catholic community, the Oblates set about the difficult task of educating young Basutos for the priesthood. In 1926 the first Oblate seminary for the Negro was established at Roma, under the patronage of the great African Doctor of the Church.

Its subsequent history has more than justified the years of patient work on the part of the priest-professors. Three of its alumni are already ordained, one of them, Father Emmanuel Mabathoana, a member of the Oblate Congregation. The ability of sons of this race, which was largely pagan but a generation ago, to meet the high intellectu-

The Creator Rules

How do I know that dawn will follow darkness? Why do the sun and all those tremendous planets which surround us in this collossal sea of space, move on and on in ordered sequence? Why does the tide ebb and flow? Why does the moon wax and wane? Because there is a supreme intelligence which governs and directs — because His law, His perfect law guarantees order and harmony.

What would happen if the laws which govern the universe would stop working for just one second? Supposing that the sun would break away from its place, from its mooring in space and strike against other planets and our earth? But the sun will not break away because we know that it is kept in its place by an inexorable law.

We all know how water is the very life-blood of the earth. Without a thought we accept its rythmical migration from sea to sky, and from the sky to the sea. How perfect, however, is the process of evaporization, forever going on! For water is many times heavier than the air; but the heat of God's sun turns water into vapor, lifts it up from the earth and allows it to float lightly in the sky in the form of clouds. Currents of air, like current of the sea, carry these clouds into the hearts of continents so that they may discharge their burden over the harvest fields. Vapor is again turned into water; as if poured through a finely woven sieve, rain drops from a dizzy height in millions of small drops, so gently that neither leaf nor flower are crushed; it cleans the air of impurities and later on through rivers flows back into the sea. What wonderful law and order. How mighty and great the Supreme Intelligence who thought out these laws and keeps them working.

But the Supreme mind and intelligence of the Creator is seen in the smallest plant, in the little blade of grass. How wonderfully complicated it is: the exquisite design of those cells, the fine etching of those veins, and how marvelous the mystery of its life and growth. As surely as the captain is at the helm guiding his ship over the raging sea; as surely as the engineer is behind the throttle of the mighty engine as it thunders through the night; so surely too is the Supreme Intelligence guiding and directing the mighty Universe He has made.

"Only the fool can say in his heart, 'there is no God'." The Creator rules. My reason permits me to believe nothing else.

You cannot lead the parade by watching it go by.

Pleasure is of the body; happiness is of the soul.

Wealth can beget pleasure, but not always happiness.

Love glows steady like a pure white flame; passion flares red and wild.

Human nature is the common denominator of all men.

Little worries become great by reason of personal ownership.

---

al and moral standards which the Catholic Church demands of its clergy is an eloquent tribute both to the character of the Basuto people and the devotion of their Oblate educators. Side by side with these Basuto priests work scores of native Brothers and Sisters, members of the Canadian communities which staff the schools of the Vicariate.

The Basutos had to wait a long time to receive the gift of Faith. But their response to the workings of Divine Grace has made Basutoland a golden harvest, and this staunch race seems destined to write one of the most remarkable chapters in the annals of missionary history. How far their influence will reach it is impossible to say, but there is every reason to believe that the prophecy of the late Pope of the Missions will come true and the sons of Moshesh will carry the light of the Gospel beyond the limits of their Vicariate to the other native tribesmen of the Dark Continent.

Quick as a Wink — By EUGENE A. CULLINAN —

(Continued from last issue.)

The judge accepted a chair and smiled his thanks. "I beg you to excuse my haste, Brother Sebastian," he apologized. "I'm really very busy. I must catch the next train for Albany. Do you know a man named Thomas Kelly? Fine! I thought you would. Will you please locate him as soon as possible? Here's the whole case in a nutshell:

"This morning I received an urgent message from Miss Amelia McPherson, a wealthy lady who resides in that grand old colonial mansion with the six acres of ground, on Hadley Avenue, Northwood. You must know the place. She loves that house, for she was born there, as were her father and her grandfather.

"Well, my client is advanced in years, and a practical invalid, having been confined to a wheel chair for the past three years. Naturally, she needs someone to manage the house, but she has a phobia concerning help supplied by employment agencies. I fear she's been reading too many stories about criminals masquerading as servants. At any rate, she'd die of starvation and neglect, rather than employ anyone not a native of Northwood. Silly, but nevertheless, a fact.

"For the past three years her domestic help consisted of a man and wife who got along together like the famous Killkenny cats. The man was a habitual drunkard, and the woman was constantly screeching, impudent, and slovenly. My client, a very kindly person, was forced to discharge the pair ten days ago. Since then, she has been unable to find a couple to replace them.

"A neighbor, Mrs. Leah Cohen, has ben caring for Miss McPherson for the past week, and told her of a respectable couple that her husband Sam had been forced to dispossess for non-payment of rent. Leah stressed the point that Thomas Kelly is sober, reliable, and handy at everything. She also explained why he is unemployed, and praised Mrs. Kelly to the skies, with the result that my client ordered me to locate this Kelly couple immediately. So—I violated the speed laws getting here."

Rising to his feet the judge handed a paper to the Brother. "I jotted down the particulars," he explained. "Man to make himself useful. Must be sober and dependable. Woman to serve as housekeeper. Must be neat and clean. No objection to one or two children. Combined salary of couple, one hundred and twenty dollars per month, plus excellent food, clothing, and a pleasant home."

The judge picked up his hat. "Gentlemen, my sincere thanks. If I can ever return the favor, you know where to find me. So long, I'm in a hurry!"

The captain escorted Judge Horowitz to the door, and returned holding a white-faced Peter by the arm. The old man looked as though he had seen a ghost. No longer arrogant, he stood with bowed head and bulging eyes, fearful of what might happen next.

"Look, an eavesdropper!" the officer growled, struggling to keep a straight face. Brother Sebastian tried to assume a severe expression, and ended by covering the lower part of his face with his hand. Peter read the twinkle in his eyes as a gleam of ire.

"Peter, go get Thomas and Kate, and bring them here!" commanded the captain. "I'll give them a lift to Northwood, and I'll drive little Mary out there tomorrow."

"Oh, thank ye, thank ye!" Peter exclaimed, in a shaking voice. "I'll have them here quick as a wink!"

A moment later he could be seen through the window, as he cut across the lawn in the direction of his cottage. For a man his age, his speed was astonishing.

A thoroughly equipped trailer, hitched to a sturdy coupe, stood glistening in the morning sun, close to the front steps of the school office. A clock chimed the hour of ten as Brother Sebastian and Captain Hagan were leaving the chapel after a brief visit. As they emerged from a side door, the voice of Peter reached them from around a corner of the ivy covered walls.

"It happened as quick as a wink!" the old man was solemnly assuring a listener. "What a pity there was no pagans on hand to witness the miracle. 'I hope it happens this very minute!' says he, and—quick as a wink, in comes a fine Jewish gentleman—"

Brother Sebastian clapped his hands over his ears and sprinted for the trailer. Well beyond the town limits of Briarton, he uncovered his ears and breathed a deep sigh of relief.

"Why the sudden need for earmuffs?" queried the captain.

The Brother grinned. "If I had heard just one more word," he replied, "my vacation would have been ruined—quick as a wink!"

The End.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Who may be sponsor for Baptism?

The conditions for sponsorship are as follows: 1. The sponsor must be fourteen years of age. However, for a reasonable cause the minister may require someone more advanced in age or admit someone under fourteen. 2. The sponsor must not be excommunicated for some notorious crime nor be barred from legitimate ecclesiastical acts nor be infamous by law. 3. He must know the fundamental truths of Faith. 4. He must not be a novice or a professed religious. 5. If in major orders, he will need the explicit permission of his bishop.

Where can we find a suitable Christian name for our baby?

The **Queen's Work,** 3742 West Pine Blvd, St. Louis 8, Missouri, has published a pamphlet by Father Daniel A .Lord, S.J., treating of this question. Ten cents, plus postage, will make it available to you.

When is the revelation of another's crimes sinful?

In general, when such a revelation serves neither the common good nor private welfare.

How ought a Catholic to interest himself in the political affairs of his country?

He is bound to do this in many ways. It is his duty, first of all, to acquaint himself thoroughly with the true interests of his country, so as to promote the common good more effectually, because he plays an active part in tne public life of the country by helping to choose government officials, and by a sort of control over their official actions. This is especially true for a Catholic citizen in a democracy, where it is particularly urgent that he be enlightened, honest, and anxious about the common good. He ought to give good example to all, particularly in the practice of those Christian virtues proper to a good citizen, namely, generous obedience to the laws of his country, respect for authority, energetic cooperation in all those matters which seek to promote the common good. In a negative way, he should avoid taking part in groups or organizations which are clearly contrary to his fellow citizens' best interests, but should join the various groups which aim to better political conditions prudently. Lastly, he should take part in the various elections which are important for promoting the common good, realizing that it is his duty to vote.

Is it permissible to have a sermon in a church or chapel where the Blessed Sacrament is exposed? It seems out of place to me?

It is entirely permissible. The rubrics of the Church, however, prescribe that a veil or banner be placed before the Blessed Sacrament exposed, unless the sermon deals directly with our Lord in the Holy Eucharist.

Under what circumstances can a Catholic woman marry a divorced man and still practice her religion? Does it matter whether the man becomes a Catholic or not?

A Catholic woman can marry a divorced man and still practice her religion only if the man is free to marry, that is, if his first marriage was no valid or true marriage bond, or if his wife has died. Thus the first marriage must always be studied and an official declaration given about it before another marriage can be considered. The question of the non-Catholic coming into the Church does not alter the case, unless in the first marriage both parties had not been baptized, and then one became a Catholic and the non-Catholic refused to live in peace with the convert. In that case, upon proper investigation, the convert can and may marry a Catholic and both practice their religion.

Have you heard these?

There was a dense fog and the officer on the bridge was becoming more and more exasperated.

As he leaned over the side of the bridge, trying to pierce the gloom, he saw a hazy figure leaning on a rail a few yards from his ship.

He almost choked.

"What do you think you're doing with your blinking ship?" he roared. "Don't you know the rules of the road?"

"This ain't no blinking ship, guv'nor," said a quiet voice, "this 'ere's a lighthouse."

—o—

Sweet Young Thing: "Did you have a local anaesthetic?"

Student: "No, I went to a hospital in Denver."

A deaf and dumb man was arrested for manslaughter and was to get a hearing the next day. While he was in his cell he was dancing around and acting very merry about the whole thing. The astonished jailor wrote on a paper, "Why are you so happy?" The deaf man wrote, "Because I am to get my hearing tomorrow."

* *

Rastus: "Say there, Hammerhead, what's the idea inviting me over to your house for dinner and then serving me wild turkey?"

Hammerhead: "That wasn't wild turkey."

Rastus: "Well, how come the wing was full of buckshot?"

Hammerhead: "That buckshot was meant for me."

* *

Willy, aged nine, came sniffling into the room.

"What's the matter with you?" his father asked.

Willy stifled a sob. "I've just had a terrible scene with your wife," he replied.

* *

Bill: "How could you stand idly by while that traffic cop was telling your wife off?"

Jack: "I didn't think he needed any help."

* *

Gracie: My poor Unkie! He plays the accordian every night and cries like a baby.

George: Why does he cry? Does he play sad music?

Gracie: No—the accordian keeps pinching his stomach!

—o—

Meeker—I read in the papers that science has discovered that singing warms the blood.

Sockman—I dont' doubt that at all. I've heard singing that has made my blood boil.

Two negroes had quarrelled over a game of cards. The dispute grew more and more heated, and suddenly one of them reached in his hip pocket.

"Man," he said, "what's de date?"

"I ain't payin' no heed to dates," was the reply.

"I jest thought you'd like to know," said the first negroe, " 'cause jest 12 months from today you'll have been dead a year."

—o—

First Dumb Hunter: "How can you detect an elephant?"

Guide: "You smell a faint odor of peanuts on his breath."

STUDENT BURSE

Im September beginnen unsere Studenten wieder mit ihrer Arbeit in den Büchern. Die Ferienzeit ist vorüber. Viele Buben sind enttäuscht. Sie hätten so gerne Aufnahme in der Priesterschule finden wollen. Priester möchten sie werden. Leider sind sie zu arm die Schulgelder zahlen zu können. Hoffentlich werden wir bald eine neue, ewige Freistelle in unserer Priesterschule zu Battleford haben. Priesterstudentenhilfswerk hat jetzt bereits $3,820.92 zusammen. Sobald wir $6,000.00 zusammen haben, ist eine ewige Freistelle in Battleford bezahlt.

Einnahmen:

August-Marienbote	$3,820.92
Frau Kessler, Vancouver, B.C.	10.00
Joh. Dewold, Macklin, Sask.	5.00
Ein Freund, Regina, Sask.	1.00
	$3,836.92

Senden Sie Ihre freundliche Gabe an—

The Marian Press

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada